
Rezensionen zum Thema ,Erinnern und Geschlecht‘

Eva Voß

Gender Macht Geschichte

Insa Eschebach, Sigrid Jacobeit, Silke Wenk (Hrsg.): *Gedächtnis und Geschlecht. Deutungsmuster in Darstellungen des Nationalsozialistischen Genozids*, Frankfurt/M. 2002 (Campus Verlag, 426 S., 29,90 €).

Wie auf nahezu allen Ebenen des menschlichen Lebens, so wird auch die Art und Weise der Erinnerung und Darstellung von Geschichte durch Konstruktionen von Geschlechtlichkeit beeinflusst. Alles, „was“ und „wie“ erinnert wird, hat auch immer damit zu tun, wie Geschichte mit welchen Vorstellungen von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ wahrgenommen und bewertet wird. Nicht zuletzt sind die selektiven Darstellungen historischer Ereignisse auch immer eine Frage der Macht; der Deutungshoheit der Geschichtswissenschaft, die besonders im Bereich der Erinnerungs- und Gedächtnisforschung noch heute einen klaren *gender*-Bezug vermissen lässt. Nach wie vor findet die Anerkennung eines Zusammenhangs von Geschlecht, Wahrnehmung und Erinnern nur zögerlich Eingang in die Geschichtswissenschaft. In vielen Bereichen fehlt daher bislang eine grundlegende Auseinandersetzung mit dieser Thematik. So beziehen sich auch die Darstellungen des Nationalsozialismus häufig auf allein männliche Erfahrungen, ohne dabei die Geschlechterdifferenzen zu berücksichtigen und ein „weibliches Erinnern“ zuzulassen. Diese Ausblendung des weiblichen Teils der Geschichte führt zu neuerlichen Festschreibungen in den Vorstellungen, die durch öffentliches Zelebrieren des heroischen Opfertods von Soldaten und männlichen Heldentums bei gleichzeitiger Vernachlässigung und Abwertung der weiblichen (Gewalt-)Erfahrungen stets aufs Neue zementiert werden.

Mit ihrem Buch *Gedächtnis und Geschlecht. Deutungsmuster in Darstellungen des Nationalsozialistischen Genozids* legen Insa Eschebach, Sigrid Jacobeit und Silke Wenk dagegen ein umfangreiches Zeugnis davon ab, wie sich geschlechtliche Vorstellungen und Sexualität auf das Erinnern historischer Ereignisse auswirken. Das umfangreiche Werk ging aus der internationalen Konferenz „Das Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück – Quellenlage und Quellenkritik“ 1999 in Berlin hervor. Auf der Grundlage kontrovers diskutierter Beiträge und der interdisziplinären Untersuchung verschiedener Formen des Erinnerns (Zeitzeugenberichte, Denkmäler, Filme, usw.) wird der These nachgegangen, dass die Erinnerung an den nationalsozialistischen Genozid und dessen Darstellung im öffentlichen Bewusstsein männlich konnotiert sind. Selbst die Existenz von Frauen-Konzentrationslagern wurde im Verlauf der Zeit verdrängt. Untersucht wird, was und vor allem wie erinnert wird bzw. welche Vorstellungen von Männlich- und Weiblichkeit diesen Erinnerungsprozessen immanent sind. Dies geschieht zunächst durch eine ausführliche Hinleitung zur Thematik, welcher vier große Abschnitte folgen.

Der erste Teil „Verleugnungen“ widmet sich unter anderem den traumatischen Erfahrungen von Frauen, die in Lagerbordellen zwangsprostituiert wurden, sowie den Schicksalen weiblicher Häftlinge, die im Zuge der Befreiung des KZ Ravensbrück durch Angehörige der Roten Armee Opfer sexueller Gewalt wurden. Diese Erfahrungen wurden bereits kurz nach Ende des Krieges in der SBZ und der späteren DDR ge- und verleugnet, passten sie doch nicht in das Bild des propagierten antifaschistischen Helden. Diesen Verdrängungsprozessen entsprechend wurde und wird auch das Gedenken der Opfer in eine androzentrische Darstellung gepresst, die den Mythos des männlichen Helden(todes) nährt und Weiblichkeit mit mütterlicher Aufopferungsbereitschaft gleichsetzt. So beschreibt der zweite Abschnitt „Sakralisierungen“ die symbolischen Formen geschlechtlicher Erinnerung – angefangen bei den nationalen Gedenkzeremonien wie der Kranzniederlegung am Grab des unbekanntes Soldaten, bis hin zu christlich motivierten Denkmälern, die das Bild der tapferen Mutter mit ihrem sterbenden Sohn in Anlehnung an das christliche Urbild Marias nachzeichnen.

Der Unschuld weiblicher Opfer und ihrem vermeintlich hingebungsvollen Leiden wird im dritten Abschnitt „Sexualisierungen“ weibliche Grausamkeit entgegengesetzt. Unter anderem beschäftigt sich dieser Teil mit den Charakterbildern von KZ-Aufseherinnen, die in den Strafprozessen nicht wie ihre männlichen Peiniger-Kollegen als „bloße“ Ausführende von grausamen Befehlen dargestellt wurden, sondern vielmehr als perverse Einzeltäterinnen mit Hang zur Triebhaftigkeit. Die als rein und entsexualisiert dargestellten weiblichen Opfer werden so den „krankhaft entarteten“ und sexualisierten NS-Täterinnen gegenübergestellt.

Im letzten Abschnitt „Verschiebungen“ werden schließlich die Wahrnehmungen der Überlebenden auf die tradierten Geschlechterbilder hin untersucht und bis heute fortdauernde Konstruktionen von Geschlecht in der Aufarbeitung des nationalsozialistischen Genozids im Gedenken und Darstellen der Verbrechen aufgezeigt. Dieser Abschnitt bezieht zum Beispiel die Analyse israelischer Shoah-Denkmäler mit ein, die nahezu ausschließlich Frauen als „Lebensspenderin“, sprich in ihrer Funktion als Mutter thematisieren und Formen des weiblichen Widerstandes außer Betracht lassen. Auch die Arbeiten deutscher KünstlerInnen zur Aufarbeitung der NS-Vergangenheit werden vorgestellt und die Reproduktion tradierter Geschlechterbilder durch die Kunst problematisiert.

Das Buch zeichnet sich nicht nur durch eine klare, analytische Sprache und tiefes, über die Grenzen des eigenen Fachbereiches hinausgehendes Denken aus. Es füllt auch eine Lücke in der Geschichtswissenschaft, die *gender* als Strukturkategorie und Herrschaftsmechanismus nach wie vor viel zu wenig berücksichtigt. Die Beiträge in diesem Sammelband sind überdies so gestaltet, dass sich daraus weitere Forschungsfragen für andere Bereiche in der Geschichtswissenschaft ableiten lassen, welche noch immer mit einem androzentrisch beengten Blick behaftet sind. So leistet das Buch in zweifacher Hinsicht einen wesentlichen Forschungsbeitrag: Es kann als Pionierwerk im Bereich einer *gender*-sensiblen Gedächtnisforschung

und als unverzichtbarer Bestandteil der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem nationalsozialistischen Genozid bezeichnet werden. Es dient einer geschichtswissenschaftlichen Hinterfragung geschlechterstereotyper Rollenbilder und bietet gleichzeitig Möglichkeiten an, diese tradierten Rollenbilder bei der Beurteilung und Darstellung historischer Ereignisse zu umgehen.

Gabriele Lucius-Hoene

Religiöse Identität im Erzählen

Angela Kaupp: *Junge Frauen erzählen ihre Glaubensgeschichte, Ostfildern 2005* (Schwabenverlag, 432 S., 35,00 €).

In ihrer empirischen Studie zum religiösen Selbstverständnis, seiner *gender*-spezifischen Prägung und seiner biografischen Entwicklung führt Angela Kaupp mehrere Thematiken in einem Überschneidungsbereich zusammen, der bislang noch recht wenig erforscht ist: die Entwicklung der Glaubenserfahrung von jungen Frauen aus ihrer eigenen Sicht, wie sie in offenen Interviews mit biografischer Perspektive dargestellt wurde. Als Motiv für ihre Arbeit konstatiert die Forscherin für den Bereich der weiblichen Jugendlichen eine deutliche Lücke, da die Kategorie Geschlecht in Fragen der Entwicklung religiöser Identität kaum oder nur für erwachsene Frauen systematisch untersucht wurde.

Im Mittelpunkt ihrer Untersuchung stehen Fragen nach dem Zusammenhang zwischen Glaubens- und Lebensgeschichte, nach den Spuren familialer und kirchlich-institutioneller Prägungen der Glaubenserfahrung und nach den Auswirkungen androzentrischer Sprachformen und Aspekte des Gottesbildes in der Umgebungskultur. Mit ihrer thematisch schon bereichsübergreifenden Fragestellung verbindet sie gleichzeitig einen methodologischen Brückenschlag zwischen Theologie und Sozialwissenschaft im Dienste einer praktischen Theologie, die ihre religionspädagogischen Überlegungen auf empirisch gesicherte Daten aus den Lebenswelten der Menschen aufzubauen sucht. Als Bindeglied fungiert die sozialwissenschaftliche Biografieforschung, die unter Beachtung *gender*-spezifischer, sozialisatorischer und identitätstheoretischer Aspekte einen Zugang zu „gelebter Religiosität“ eröffnet.

Entsprechend breit baut die Autorin auch ihren theoretischen Horizont für den empirischen Teil der Arbeit auf. Zum Stand der Forschung und terminologisch-definitiven Überlegungen zu den Begriffen von Religion und Religiosität treten eine Auseinandersetzung mit der Kategorie *gender* und allgemeinen wie glaubensspezifischen Entwicklungs- und Identitätstheorien. Die Verbindung zu einer empirischen Bearbeitung auf biografietheoretischer Grundlage wird durch einen „operationalen“ Religionsbegriff im Sinne einer Aufarbeitung seiner Verwendung in den erzählten Lebenswirklichkeiten und biografischen Deutungsmustern der

Informantinnen hergestellt. Neben der Frage nach der Entwicklung der eigenen Religiosität steht auch die Frage nach der Beziehung zwischen „*doing gender*“ und „*doing religion*“. Als Schlüsselbegriff, den es empirisch zu erarbeiten gilt, fungiert die „narrative religiöse Identität“, wie sie in den Interviews konstituiert wird.

Als Datengrundlage wurde mit 24 postadoleszenten Frauen im Alter zwischen 17 und 24 Jahren, die eine katholische Sozialisation durchlaufen hatten, ein narratives Interview mit themenzentrierten Nachfragen durchgeführt, parallel dazu beantworteten sie einen Fragebogen über religiöse Einstellungen und Aspekte der religiösen Sozialisation.

Die Bearbeitung der transkribierten Interviewtexte erfolgt in einer gelungenen und fruchtbaren Kombination von sozialwissenschaftlichen Textanalyseverfahren (Erzählanalyse nach Schütze, objektive Hermeneutik nach Oevermann, biografische Narrationsanalyse nach Rosenthal und Rekonstruktion narrativer Identität nach Lucius-Hoene/Deppermann), die sich wechselseitig ergänzen und zu Fallstrukturen der narrativen Identitäten der jeweiligen Erzählerinnen kondensiert werden. Methodendiskussion und -begründung erreichen an vielen Stellen in ihrer Gründlichkeit fast den Charakter eines Lehrbuchtexts mit beispielhafter Umsetzung in einen Forschungsstil.

Bei der Ergebnisdarstellung konzentriert sich die Autorin auf fünf ausgewählte Interviews, die eine große Heterogenität aufweisen und damit einen breiten Horizont aufspannen. Von den Originalzitataten über die akribisch durchgeführten Interpretationen, die Erarbeitung und Modifikation der aus den Feinanalysen gewonnenen Hypothesen und die Gewinnung der Fallstruktur lassen sich die Untersuchungsschritte minutiös nachvollziehen.

Ebenso systematisch erarbeitet Angela Kaupp im Fallvergleich ihre Antworten zu den anfangs gestellten Forschungsfragen. Es entstehen lebendige Bilder der religiösen und identitätsstiftenden biografischen Erfahrungen der jungen Frauen, ihrer Wandlungen und ihrer Positionierung in der Gegenwart. Narrative religiöse Identität wird in den Dimensionen von religiöser Sensibilität, bedeutsamen religiösen Inhalten wie z.B. Gottesvorstellungen, religiösem Ausdrucksverhalten, religiöser Kommunikation und religiös motivierter Lebensgestaltung beschrieben.

Zu den zahlreichen interessanten Ergebnissen, die die Autorin abschließend in Thesen zusammenfasst, gehört zum einen, dass die Erzählerinnen sich kaum mit Aspekten einer geschlechtsbedingten Benachteiligung auseinander setzen oder diese als für sie irrelevant markieren. Dies gilt besonders auch für die geringe Bedeutung, die sie den Geschlechtsdifferenzen in der Wahrnehmung kirchlicher Rollen zuweisen. Sie scheinen zum anderen die Kirche nicht als einen Ort zu erleben, an dem sie selbst *gender*-bedingte Begrenzungen erfahren oder sich mit ihnen auseinander setzen müssten. So nehmen sie religiöse Identifikationsfiguren auch überwiegend nicht unter dem Vorzeichen ihrer Geschlechtszugehörigkeit wahr. Dies scheint, so die Autorin, für die relative Bedeutungslosigkeit der Institution Kirche im religiösen und *gender*-spezifischen Selbstverständnis der Erzählerinnen zu sprechen. Für

erfahrene Religiosität, die zumeist unabhängig von der Institution Kirche und ihren Sozialisationsinstanzen konstruiert wird, stehen vor allem bestimmte Kommunikationsmilieus mit ihren ästhetischen, emotionalen und sozialen Aspekten sowie erwachsene Vorbilder, die über eine positive Beziehungsgestaltung als Vermittler erlebt wurden.

Angela Kaupps Untersuchung ist ein Beleg dafür, wie die Erarbeitung eines komplexen weltanschaulichen Themas über den „narrativen Modus“ zu differenzierten, lebensweltlich relevanten und kreativen Ergebnissen führen kann, die sich unmittelbar auf die religionspädagogische Arbeit auswirken können. Aus ihrem Ansatz leitet sie weitere Forschungsdesiderate, etwa zum Zusammenhang zwischen familialer Erziehung und der Entwicklung von Religiosität oder zur Bedeutung von *gender* als Strukturkategorie religiöser Erfahrung und Sozialisation ab, auf deren Umsetzung in Forschungsaktivitäten zu hoffen ist.

Meike Penkwitt

Erinnerungskulturwissenschaftliche Forschung – Auf dem Weg zur „alle Ansätze integrierenden Super-Gedächtnistheorie“?

Astrid Erll: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. Stuttgart/Weimar 2005 (Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 207 S., 29,95 €).

Gedächtnis ist ein gesamtkulturell, interdisziplinär und international diskutierter Gegenstand, so macht Astrid Erll in ihrer überaus empfehlenswerten Einführung in das „Arbeitsfeld ‚Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen‘“ (S. IV) deutlich. Obwohl sich der Band in erster Linie an KulturwissenschaftlerInnen richtet, wäre es durchaus wünschenswert, er würde auch von NaturwissenschaftlerInnen gelesen, die sich mit den Themen Erinnern, Gedächtnis und Vergessen beschäftigen. Möglicherweise könnte das zur Produktivität der ‚Brückenschläge‘ beitragen, die der Gedächtnisbegriff ermöglicht. Dabei eignet sich der Band nicht nur zur ersten Einarbeitung in das unübersichtliche Forschungsfeld Erinnern und Gedächtnis sondern ist auch für WissenschaftlerInnen interessant, die bereits mit dem Diskussionszusammenhang vertraut sind: Während die Kapitel I-III einen gut strukturierten und verständlich geschriebenen Überblick über zentrale Theoreme und Diskussionspunkte der Debatte bieten, werden in den Kapiteln IV bis IX durchaus auch eigenständige Konzepte vorgestellt.

Die breite Anschlussfähigkeit des Gedächtnisbegriffs birgt die Gefahr der Diffusität einer *Catch-all*-Kategorie. Erll arbeitet daher nicht nur die Übereinstimmungen der Gedächtnis-Konzepte in den unterschiedlichen Fachbereichen heraus, sondern

sie geht auch auf die Heterogenität des Begriffes ein, so etwa in Kapitel III, in dem es um die „disziplinspezifischen Zugänge“ geht. Doch auch hier weist sie auf die „interdisziplinären Vernetzungsmöglichkeiten“ hin.

Als Minimal-Konsens, nicht nur innerhalb der Kulturwissenschaften, macht Erll die Einsicht in die Gegenwartsgeprägtheit und den Konstruktionscharakter von Erinnerungen aus. In den Kulturwissenschaften ist darüber hinaus, wie Erll zeigt, der Gruppenbezug eine sehr weit verbreitete Annahme. In einem einleitenden Überblick über die „Geschichte der kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung“ fokussiert Erll vor allem die Entwicklung des in der Erinnerungsdiskussion zentralen Konzeptes ‚kollektives Gedächtnis‘. Den von Maurice Halbwachs bereits in den 1920er Jahren verwendeten und von Jan und Aleida Assmann in die aktuelle Diskussion eingeführten Begriff definiert Erll dann wie folgt:

Das ‚kollektive Gedächtnis‘ ist ein Oberbegriff für jene Vorgänge organischer, medialer und institutioneller Art, denen Bedeutung bei der wechselseitigen Beeinflussung von Vergangendem und Gegenwärtigem in soziokulturellen Kontexten zukommt. (S. 5 f.).

Sie entscheidet sich also für einen weit gefassten Begriff, um dann jedoch, im Anschluss an den amerikanischen Soziologen Jeffrey Olick, zwischen *collected memory* und *collective memory* zu unterscheiden, d.h. zwischen der „soziokulturellen Prägung des individuellen Gedächtnisses“ oder auch „Gedächtnis als Kulturphänomen“ und „Kultur als Gedächtnisphänomen“ (S. 96-98).

Überzeugend ist Erlls Problematisierung der mittlerweile gängigen Gegenüberstellung von ‚kommunikativem‘ und ‚kulturellem‘ Gedächtnis, durch die Jan und Aleida Assmann das ‚kollektive Gedächtnis‘ differenzierten: Wie Erll deutlich macht, ist (bei einem weiten Kulturbegriff) auch das kommunikative Gedächtnis ‚kulturell‘ und auch für das kulturelle Gedächtnis spielt Kommunikation eine wichtige Rolle. Und weder der Medienbezug noch die „Zeitstruktur“ können das Differenzkriterium darstellen (S. 114). Im Anschluss an Stephanie Wodienka (2005) führt Erll aus, dass stattdessen das „Zeitbewusstsein“ (S. 117) ausschlaggebend für einen kommunikativen oder kulturellen Modus des Erinnerns ist.

Der für Erll zentrale Begriff lautet „Medium des kollektiven Gedächtnis“ und er scheint bei ihr beinahe an die Stelle des ‚kulturellen Gedächtnisses‘ zu treten. Während sich das ‚kulturelle Gedächtnis‘ ausschließlich auf die so genannte ‚Hochkultur‘ bezieht, kann, wie Erll deutlich macht, im Grunde alles zum (kollektiven) Gedächtnismedium werden: Entscheidend in ihrem „kultursemiotischen Gedächtnismodell“ (S. 95-119) sind vor allem die Rezeption und die Wirkung.

Den Vergangenheitsbezug macht Erll, die ja nicht nur Anglistin, sondern auch Historikerin ist, dann als Rückgriff auf (durchaus textgeprägte) „erinnerungskulturelle Kontexte“ zum Thema. Dabei entwickelt sie den von Paul Ricoeur in *Zeit und Erzählung* (1988-1991) entworfenen „Kreis der Mimesis“ weiter: In Anlehnung

an Ricoeur unterscheidet sie zwischen Mimesis I, dem „Bezug zur vorgängigen außertextuellen Welt“ (S. 150), Mimesis II, der „textuellen Konfiguration zu einem fiktionalen Gebilde“ (ebd.), und Mimesis III „der Refiguration durch den Leser“ (ebd.). Mit der Rezeption schließt sich der Kreis der Mimesis: Einerseits gehen Bedeutungszuschreibungen der Lesenden in die Aktualisierung des Textes mit ein – und andererseits wirkt sich die literarische Darstellung wiederum auf dessen Wirklichkeitsinterpretation aus. Rezeption und Wirkung sind also für Erll auch hier wieder relevant.

Abschließend führt Erll erzähltheoretische Kategorien ein, durch die fünf Modi einer (literarischen) „Rhetorik des kollektiven Gedächtnisses“ unterschieden werden können: Dem „erfahrungshaftigen“ (eher dem kommunikativen Gedächtnis entsprechenden) stellt sie den „monumentalen“ Modus gegenüber, der eher dem kulturellen Gedächtnis nahe steht. Daneben macht Erll einen „historisierenden“, einen „antagonistischen“ und einen „reflexiven“ Modus aus. Mit dieser Einteilung modifiziert sie die bereits in ihrer Dissertation *Gedächtnisromane* (2004) eingeführte Begrifflichkeit nicht nur durch die Ergänzung einer weiteren Kategorie. Gegenüber dem Modell Ansgar Nünning, der ebenfalls fünf Typen des historischen Romans unterscheidet, stellt die Ersetzung des Begriffs „revisionistisch“ durch „antagonistisch“ einen deutlichen Vorteil dar, da der Begriff ‚revisionistisch‘ im Deutschen eine sehr viel speziellere Bedeutung hat als im Englischen.

Die Kategorie ‚Geschlecht‘ führt Erll zwar bereits in der Einleitung als „zentrale Koordinate kollektiven Erinnerns“ (S. 2) ein – neben Religion, Ideologie und Ethnie – widmet ihr jedoch kein eigenes Kapitel. Dies erstaunt umso mehr, nachdem Erll zusammen mit Klaudia Seibel einen Artikel zu „Gattungen, Formtraditionen und kulturelles Gedächtnis“ für die von Vera und Ansgar Nünning herausgegebene Metzler-Einführung *Erzähltextanalyse und Gender Studies* (2004) verfasst hat. Und auch der gemeinsam von Erll und Ansgar Nünning herausgegebene Sammelband *Gedächtniskonzepte in der Literaturwissenschaft* (2005) enthält einen Beitrag zum Thema ‚Gender‘ (Claudia Öhlschlager: „Gender/Körper, Gedächtnis und Literatur“). Bewertet man Erlls Monografie mit den für Freiburger Lehrveranstaltungen im Bereich der *Gender Studies* entwickelten Kriterien, so würde sie hier unter die Kategorie ‚Gender-Studies integriert‘ (wenn auch nicht unter ‚Gender-Studies explizit‘) fallen: Der Band ist also durchaus *gender-sensibel*, d.h. sobald die Kategorie *gender* relevant wird, wird sie berücksichtigt, wenn auch nicht schwerpunktmäßig auf diese fokussiert. Eine Vertiefung der *Gender*-Thematik, möglicherweise in einem zusätzlichen (Unter-)Kapitel einer Neuauflage, wäre aber durchaus vorteilhaft.

Das Buch lässt eine anregende Diskussionskultur im Gießener Sonderforschungsbereich „Erinnerungskulturen“, dem es entstammt, erahnen. So macht Erll auch schon im Vorwort des Buches deutlich, dass zahlreiche Ergebnisse aus die-

sem Diskussions- und Forschungszusammenhang in den Band eingegangen sind, die nicht mehr alle durch Fußnoten und Literaturverweise etc. kenntlich gemacht werden konnten. Plädierte Erll zunächst für eine „erinnerungshistorische Literaturwissenschaft“, so spricht sie sich jetzt für eine (umfassendere) „erinnerungskulturelle Forschung“ aus: Erlls einführende Begriffs(er)klärungen und das von ihr ‚entwickelte‘ kultursemiotische Gedächtnismodell sowie die erzähltheoretischen Kategorien können die Debatte um Erinnern, Gedächtnis und Vergessen durchaus voranbringen – wenn auch die „alle Ansätze integrierenden Super-Gedächtnistheorie“ (S. 95) bisher noch nicht in Sicht ist.

**Rezensionen zum Thema
,Dimensionen von *Gender Studies*'**

Birte Giesler

Interdisziplinäre Standortbestimmungen: Aktuelle Geschlechterforschung zwischen Kultur- und Naturwissenschaften

Therese Frey Steffen/Caroline Rosenthal/Anke Väth (Hrsg.): *Gender Studies. Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik*, Würzburg 2004 (Königshausen&Neumann, 266 S., 29,80 €).

Christina von Braun/Inge Stephan (Hrsg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, Köln/Weimar/Wien 2005 (Böhlau, 370 S., 22,90 €).

Ausgehend von der „Ausdifferenzierung und Etablierung der *Gender Studies*“ sollen in dem auf die interdisziplinäre Konstanzer Tagung „Gender Studies zwischen Theorie und Praxis: Standortbestimmungen“ (April 2003) zurückgehenden Band *Gender Studies. Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik* „die Begriffe, Inhalte und Methoden der Disziplin neu umrissen werden“ (S. 9). So stellen die Herausgeberinnen einleitend die Frage, ob die Kategorie *gender* angesichts des ‚Vormarsches‘ von genetisch-biologistischen Bestimmungen überhaupt noch greift und ob anstelle einer echten Überwindung von Fachgrenzen nicht viel eher „Territorien neu verhandelt“ (ebd.) werden. Nach einem kurzen Überblick über die (stark von nordamerikanischen Theoriebildungen beeinflusste) Entwicklung der Frauen-, Männer- und Geschlechterforschung folgt der in vier Abschnitte gegliederte systematische Teil des Sammelbands.

Dass Geschlecht eine „mittlerweile etablierte Analysekategorie“ (S. 12) bildet, veranschaulichen die unter dem Titel „Karrieren des Geschlechts“ (ebd.) versammelten Beiträge: Stefan Hirschauer führt in „Social Studies of Sexual Difference: Geschlechterdifferenzierung in wissenschaftlichem Wissen“ aus, dass es durch die die Geschlechterdifferenz aufrechterhaltenden medizinischen Technologien inzwischen vor allem die Naturwissenschaften seien, welche die kulturell konstruierte Kontingenz der geschlechtlichen Differenzierung veranschaulichen. Er fordert deshalb eine wirklich transdisziplinäre Erforschung des Anteils, den die wissenschaftliche Wissensproduktion selbst an der Reifikation der Zweigeschlechtlichkeit hat, bei der „die Betrachtung wissenschaftlicher Diskurse einerseits und die des Alltagswissens andererseits (...) im Sinne einer umfassenden Wissenssoziologie der Geschlechterdifferenz integriert“ wird (S. 21 f.). Als „Propädeutische Begriffsklärung: Gegenstandsbereich und Methodologie der Geschlechterforschung (*Gender Studies*)“ versteht Kathrin Hönig ihre Leitunterscheidung zwischen dem Geschlecht und den Geschlechterverhältnissen als Gegenstandsbereich der Geschlechterforschung und solcher Forschung, die nach dem „Geschlecht‘ der Forschung“ (S. 44) selbst fragt. Unter dem Titel „Von Genen, Körpern und Konstrukten: Geschlecht zwischen *Sex* und *Gender*“ fragt Manfred Weingart nach dem Verhältnis von Kultur

und Natur in Bezug auf die Kategorie Geschlecht und fasst Geschlecht als etwas unbewusst Erlerntes auf. In „*Queering* oder *Passing: Queer Theory* – eine ‚normale‘ Disziplin?“ diskutiert Sabine Hark politische Implikationen der akademisch-institutionellen Etablierung einer „Kategorie des Ein- und Widerspruchs“ (S. 68).

Vor dem Hintergrund, dass *Gender Studies* gleichzeitig theoretisch und anwendungsorientiert sind, wird im nächsten systematischen Abschnitt „Geschlecht als theoriebildende Kategorie“ erörtert. Zunächst plädiert Elvira Scheich in ihrer Analyse von „Objektivität, Perspektivität und Gesellschaft: Zum Verhältnis von soziologischer Theorie und Wissenschaftsforschung“ aus einer cross-disziplinären Perspektive von Physik und Politologie für eine repolitisierende Anerkennung der Fragen nach dem Ursprünglichen und Realen der Geschlechterdifferenzen. Ausgehend von fachspezifischen erkenntnistheoretischen und methodologischen Unterschieden zwischen Kultur- und Naturwissenschaften diskutiert die Biologin und Kulturwissenschaftlerin Kerstin Palm die Frage, ob *Gender* „eine unbekannte Kategorie in den Naturwissenschaften“ sei und kommt zu der Schlussfolgerung, dass die von außerhalb der Naturwissenschaft kommende *Gender*-Kritik der Naturwissenschaft durch eine fachinterne *Sex*-Kritik ergänzt werden könne und müsse (S. 107). In ihrem Beitrag „*Performing Post/Trans/Techno/Queer*: Pluralisierung als Selbst- und Machttechnologie“ sieht Jutta Weber das Fragwürdigwerden der Kategorie *sex* in engem Zusammenhang mit dem Entstehen neuer Technologien und stellt den im Kontext des ‚Cyberfeminismus‘ zu verzeichnenden Optimismus in Frage. Georg Straube befragt unter dem Titel „Handlungsfähigkeit, Materialität und Politik: Die politischen Theorien von Judith Butler und Donna Haraway“ die beiden essentialismuskritischen Theoretikerinnen nach dem Konzept der politischen Handlungsfähigkeit und erörtert anschaulich, wie sich beide Theorien ergänzen.

Unter der Überschrift „Forschungsperspektiven Geschlecht“ versammelt der Band vier Aufsätze, die konkrete fachspezifische Anwendungen der Kategorie *gender* vorstellen. „Lust-Ordnungen oder die neue Ethik sexueller Normen“ nennt Ralph J. Poole seine Nachzeichnung des allmählichen „Salonfähigwerden“ von Homosexualität, bei der er für das Festhalten an einer „*Queer*-Intervention“ plädiert: Deren theoretische und praktische Leistung sei es, zu zeigen, „dass Normalität kein ideologiefreier Raum ist“ (S. 158). Ausgehend von der fachspezifischen Aufspaltung der Beschäftigung mit dem weiblichen Körper als mehr oder weniger kontingentes Kulturprodukt in den Kulturwissenschaften und als eindeutig determiniertes Phänomen in der Gynäkologie diskutiert Christina Schlatter Gentinetta „Signifikationen des Körpers: Zur produktiven Macht des ärztlichen Blickes“ aus der Sicht einer Medizinerin und zeigt, dass die ärztliche „Diagnose als Performatives“ (S. 167) zu verstehen ist. Unter dem Titel „„Überhaupt haben sie etwas weibliches, was sich schwer beschreiben läßt.“ – Zur Forschungsgeschichte der prähistorisch-anthropologischen Geschlechtsbestimmung“ thematisiert Brigitte Lohrke den Anteil, den die Archäologie an der kulturellen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit hat und zeigt, wie gerade bei der Geschlechtsbestimmung prähistorischer Bestattungsfunde Anthropologie und Geschichtswissenschaft gemeinsam an der historischen

Konstruktion von *sex* und *gender* mitgewirkt haben und immer noch mitwirken. In einem Beitrag, der die theoretische Standortbestimmung direkt mit praktischer Anwendung verknüpft und dabei den inhärenten Zusammenhang zwischen Religion und Geschlechterbildern belegt, untersucht Susanne Lanwerd die Relevanz der Kategorie „Gender in der Religionswissenschaft“, bevor Überlegungen zu „Geschlecht als gesellschaftsverändernde Kraft“, bei denen das sozialkritische, außerhalb der Universitäten wirksame Potential der *Gender Studies* im Vordergrund steht, den Band abrunden. In ihrem Beitrag „Zum Zusammenhang von Erkenntniskritik und Sozialkritik in der Geschlechterforschung“ zeigt Regina Beckerschmidt, wie Geschlechterforschung aus Erkenntniskritik Gesellschaftskritik macht (S. 217), indem sie die Wechselwirkung zwischen Geschlechterkonstruktionen bzw. Geschlechterverhältnis und gesellschaftlichen Produktions- bzw. Reproduktionsverhältnissen aufschlüsselt und beide Seiten als grundlegende Bestandteile der bestehenden Herrschaftsverhältnisse bestimmt. Die Juristinnen Andrea Büchler und Michelle Cottier gehen in ihrem Beitrag „*Transgender*-Identitäten und die rechtliche Kategorie Geschlecht – Potenzial der *Gender Studies* in der Rechtswissenschaft“ der Frage nach, ob „die amtliche Registrierung des Geschlechts von Menschen ‚noch notwendig‘“ (S. 228) sei. Das Potenzial der Abschaffung der rechtlichen Kategorie Geschlecht (z.B. im Ehe- und Abstammungsrecht) veranschaulicht eindrücklich die gesellschaftsverändernde Kraft von *Gender Studies* und *Queer Theory*. Als eine ‚Leitdisziplin der *Queer Theory*‘ bezeichnet Andreas Kraß die historische Literaturwissenschaft in „Queer lesen: Literaturgeschichte und *Queer Theory*“, gingen in den Kanon doch vornehmlich solche Texte ein, „die unter ihrer heteronormativen Oberfläche einen homosozialen Subtext transportieren“ (S. 246). Der abschließende Beitrag von Gabriele Griffin verbindet Theoriebildung und gesellschaftliche Praxis in einem Überblick über die im angelsächsischen Sprachraum verankerten „European Women’s Studies“.

Der Band *Gender Studies* belegt eindrücklich das Potenzial der Geschlechterforschung, eine die ‚zwei Kulturen‘ wirklich verbindende inter- und transdisziplinäre Brücke zu schlagen. Vor allem Bibliotheken sei der Band als sinnvolle und weiter aktualisierende Ergänzung – neben der schnell zum Standardwerk gewordenen Überblicksdarstellung *Gender-Studien. Eine Einführung* (Braun/Stephan 2000) – wärmstens zur Anschaffung empfohlen.

Christina von Braun und Inge Stephan, die Herausgeberinnen eben jenes im Jahr 2000 erschienenen *Gender-Studien*-Einführungsbandes, sind inzwischen mit einem weiteren einschlägigen sehr hilfreichen Grundlagenwerk hervorgetreten: *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien* heißt der Band, der – in seiner vor allem kulturwissenschaftlich ausgerichteten Interdisziplinarität – laut Ankündigung der Herausgeberinnen „nach dem Verhältnis von Wissen/Wissenschaft und Geschlecht“ (S. 7) fragt und sich damit einerseits einem Trend anschließt,

andererseits aber gezielt eine Lücke schließen will, sei es doch auffällig, „dass in der aktuell boomenden Wissenschaftsforschung die Einsicht in die geschlechtliche Codierung des Wissens und der Wissenschaften noch immer rudimentär ausgebildet ist“ (S. 30).

Bevor in 16 themenbezogenen (zum Teil von den Autorinnen des oben besprochenen Bandes verfassten) Beiträgen ein Überblick über das breite Spektrum der aktuellen Debatten gegeben wird, beschreiben die Herausgeberinnen in ihrem umfangreichen Einleitungsteil eine interessante wissenschaftshistorische Beobachtung: Während dem klassischen Dualismus von Kultur und Natur die Zuschreibung des Geistes zum ‚Männlichen‘ und dementsprechend die ‚weibliche‘ Konnotation der Natur entsprach, sei diese symbolische geschlechtsspezifische Zuordnung „in der Wissenschaft der Moderne zunehmend durch eine Spaltung in Natur- und Geisteswissenschaft überlagert“ (S. 7) worden, bei der die ‚harten‘ Naturwissenschaften als ‚männlich‘ gelten und die ‚weichen‘ Geisteswissenschaften „gerne als ‚weiblich‘ behandelt werden“ (ebd.). Ziel des dreigeteilten Handbuches sei es deshalb, die „enge historische und inhaltliche Verbindung zwischen dem Wandel der Wissensordnung und dem Wandel der symbolischen Geschlechterordnung“ (ebd.) nachzuzeichnen und danach zu fragen, „welcher Art die ‚Ordnung‘ ist, die hier naturalisiert werden soll, und in welcher Weise dies geschieht“ (S. 9). Anliegen des Buches sei „eine Untersuchung der Rolle, die die Kategorie ‚Geschlecht‘ für die Etablierung theoretischer Diskurse sowie die Wissensordnung insgesamt gehabt hat und weiterhin hat“ (S. 29), wobei die einzelnen Beiträge darüber Auskunft geben, „wie sich die Einlagerung von Geschlechtercodes in einzelnen Wissensfeldern und theoretischen Diskursen vollzogen hat“ (S. 15).

Der von Claudia Breger geschriebene Beitrag zu „Identität“ gibt gezielt den Einstieg, ließe sich – so die Autorin – doch „die Frage der Identität als zentrale, wenn nicht *die* zentrale Problematik der neuen Frauenbewegung und der aus ihr hervorgegangenen Geschlechterforschung beschreiben“ (S. 49, Herv. i. O.). Bregers Beitrag und die folgenden Kapitel zu „Körper“ (Irmela Krüger-Fürhoff), „Reproduktion“ (Bettina Mathes) und „Sexualität“ (Heike Jensen) beziehen sich stark aufeinander, was anschaulich vorführt, wie eng die Identitätsproblematik mit den Fragen um Körperlichkeit und Geschlechtlichkeit zusammenhängt. Die weiteren Beiträge beschäftigen sich mit „Gewalt/Macht“ (Christine Künzel), „Globalisierung“ (Heike Jensen), „Performanz/Repräsentation“ (Dagmar von Hoff), „Lebenswissenschaften“ (Kerstin Palm), „Natur/Kultur“ (Astrid Deuber-Mankowsky), „Sprache/Semiotik“ (Antje Hornscheidt) und „Gedächtnis“ (Claudia Öhlschläger), bevor der dritte Teil des Bandes „Abgrenzungen/Überschneidungen“ den Blick auf Querverbindungen zu benachbarten transdisziplinären Theoriefeldern und Debatten richtet – namentlich die Diskussion um die „Postmoderne“ (Dorothea Dornhof), „Queer Studies“ (Sabine Hark), „Postcolonial Theory“ (Gaby Dietze), „Media Studies“ (Katrin Peters) und „Cultural Studies“.

Die Beiträge führen in unterschiedlicher Form in zentrale Begriffe und Bereiche des gendertheoretischen Wissens ein. Dabei beginnen die Artikel des Hauptteils

sämtlich mit einer etymologischen Geschichte des behandelten Begriffs, bevor sie belegreich den Beweis der Einlagerung von Geschlechtercodes und Geschlechternormen in den jeweiligen Begriff/Bereich antreten. Die Beiträge, die die Verbindung zu anderen fächerübergreifenden Forschungen herstellen, zeichnen die Entwicklung des jeweils vorgestellten akademisch-theoretischen Feldes und seine sozio-politische Verortung nach. Entstanden ist so ein überaus niveauvolles Überblickswerk, das den aktuellen Forschungsstand der unterschiedlichen Themenfelder in gut lesbarer Form präsentiert und in keiner genderforschungsbezogenen (Privat-)Bibliothek fehlen sollte.

Annegret Erbes

Querschnittaufgabe Geschlechterforschung: Gender Studies multiperspektivisch

Ingrid Bauer/Julia Neissl (Hrsg.): *Gender Studies. Denkachsen und Perspektiven der Geschlechterforschung*, Innsbruck 2002 (Studienverlag, 189 S., 19,50 €).

Der von Ingrid Bauer und Julia Neissl herausgegebene Band bündelt die Beiträge der 7. Frauen-Ringvorlesung „Gender Studies: Denkachsen und Perspektiven der Geschlechterforschung“ an der Universität Salzburg aus dem Wintersemester 2001/2002. Der Band veranschaulicht sehr gut lesbar und verständlich die Bedeutung von *gender* sowie die aktuellen Diskurse in unterschiedlichen Wissenschaften, so z.B. Politik-, Literatur- und Geschichtswissenschaft, Biologie und Theologie. Es wird verdeutlicht, wie ‚Geschlecht‘ in unterschiedlichste wissenschaftliche bzw. gesellschaftliche Bereiche hineinwirkt und somit als basale Kategorie in die jeweilige fachliche Diskussion selbstverständlich einbezogen werden muss. In ihrem Beitrag weisen die Herausgeberinnen auf die Schwierigkeiten im Gebrauch des Begriffs *gender* hin, „nicht alle meinen und wollen das gleiche damit“ (S. 13) sowie dass die Denkachse *gender* nur dann als „effektives Werkzeug der Gesellschaftskritik“ fungieren kann, wenn „immer auch notwendige Aussagen über Ungleichheit und Macht“ mittransportiert werden (S. 14).

Leider können nicht alle Aufsätze in der ihnen gebührenden Ausführlichkeit dargestellt werden.

Elisabeth Holzleithner setzt sich in ihrem Beitrag kritisch mit dem Ansatz des *Gender Mainstreaming* (GM), seiner Entstehungsgeschichte und seinen Effekten auseinander: „Gender Mainstreaming gäbe es nicht, wäre die ‚konventionelle‘ Frauenpolitik derart erfolgreich gewesen, dass sie sich gleichsam selbst überlebt hätte“ (S. 19 f.), im Gegensatz zu dieser solle GM von „neuen Akteuren und Ak-

teurinnen“ getragen werden, die sich die Geschlechterfrage jedoch nicht zur eigentlichen Aufgabe gemacht haben. „Damit wären gleichzeitig Witz wie Schwierigkeit von Gender Mainstreaming benannt“ (S. 22), die von Holzleithner anhand von Beispielen aus der Praxis beleuchtet werden. Bezogen auf die Universitätsreform in Österreich kommt die Autorin zu dem Schluss, dass diese gegenwärtig noch „weit davon entfernt“ sei, „eine Auflistung unter der Überschrift ‚Best Practices‘“ zu verdienen (S. 31).

Ingrid Bauer verfolgt in ihrem Beitrag die Absicht, die Bedeutung historischer Vergleiche für die *Gender Studies* zu zeigen, ihre „zweite Erkenntnislinie führt in die Geschichtswissenschaft selbst hinein und folgt den Spuren, die aus einer Gender-Perspektive heraus gelegt worden sind“ (S. 35). Das Öffentliche und das Private in der Politischen Theorie ist Gegenstand des Aufsatzes von Gisela Riescher: „Heute kommt es mehr denn je darauf an, das Erreichte zu erhalten und sich wieder mehr dem Öffentlichen zuzuwenden“ (S. 63), da demokratische Politik auf Bürgerinnen und Bürger angewiesen sei, die „wenigstens manchmal Interessen verfolgen, die über ihre eigenen hinausgehen“ (S. 63). Elisabeth Klaus beschäftigt sich mit der Entwicklung der kommunikationswissenschaftlichen Geschlechterforschung entlang ihrer theoretischen Diskurse sowie ihrer Bedeutung für die Kommunikationswissenschaft, ähnlich zeichnen Christa Gürtler, Eva Hausbacher und Sigrid Schmid-Bortenschlager Phasen und Ansätze in der Literaturwissenschaft nach. Roswitha Muttertaller und Regina Wonisch zeigen anhand von vier Beispielen, wie sich Geschlechterbilder in visuellen Repräsentationen (Ausstellungen) manifestieren und stellen unterschiedliche Ansätze der musealen Präsentation dar.

Der besonders spannende Beitrag von Sigrid Schmitz, „Hirnforschung und Geschlecht. Eine kritische Analyse im Rahmen der Genderforschung in den Naturwissenschaften“ gibt einen – auch für Nicht-NaturwissenschaftlerInnen nachvollziehbaren – Einblick in die Praxis der Hirnforschung sowie der diesbezüglichen Kritik aus der Geschlechterperspektive. Schmitz verdeutlicht, dass die naturwissenschaftliche Geschlechterforschung über die „klassische Geschlechterdifferenzforschung“ hinausgeht, dass sie eine Analysekategorie darstellt, die sich kritisch mit Forschungspraxis, Historie, Theoriebildung und der gegenseitigen Beeinflussung zwischen unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen beschäftigt.

Im Sinne des Embodiment-Ansatzes wird die Dichotomisierung von *sex* und *gender* in Frage gestellt und aufgezeigt,

wie sich die gesellschaftlich-kulturelle Erfahrung in körperlichen Strukturen abbildet, besonders prägnant aufgezeigt an der Plastizität von Hirnstrukturen und -funktionen. (S. 114)

Die aktuelle neurobiologische Forschung betone die Anpassungs- und Veränderungsfähigkeit des menschlichen Gehirns in den Vordergrund, vor diesem Hin-

tergrund werden „anatomische oder funktionelle Ausprägungen von Geschlecht im Gehirn“ (S. 115) als Ergebnisse von Erfahrungen und Lernprozessen in kulturellen und sozialen Kontexten verständlich. Auch aufgrund der aktuellen Revitalisierung essentialistischer Argumentationsmuster wirken klare Sätze wie die folgenden wohltuend:

Ein Hirnbefund, sei es zu Aktivierungsmustern bei bestimmten Aufgaben oder sei es zur Größe bestimmter Hirnareale, der zu einem bestimmten Lebenszeitpunkt von einer Person erhoben wird (im Brain-Imaging werden vorwiegend Erwachsene untersucht) lässt keine direkten Rückschlüsse auf genetische Determination oder hormonelle Prädisposition zu. Die Momentaufnahme der körperlichen Realität sagt uns noch nichts über ihre Konstituierungsprozesse, denen auch in der geschlechtlichen *corpo-reality* des Gehirns Rechnung zu tragen ist. (S. 115)

Während Michaela Moser unterschiedliche Ansätze feministischer Theologien darstellt, wagt Eva Cescutti den Satz: „(...) mittelalterliche Mönche sind Frauen! Alles eine Frage der Lesart“ (S. 143) und interpretiert auf der Grundlage der Thesen Judith Butlers das Hohelied der Liebe. Heide Struder zeigt die gesellschaftliche Bedeutung von Mobilität sowie ihre Relevanz für die „Herstellung von ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘“ und illustriert dies anhand zweier Beispiele aus ihrer freiraumplanerischen Praxis. Der Beitrag der Soziologin Kornelia Hauser stellt die Auseinandersetzung mit Männer- bzw. Männlichkeitsforschung in den Mittelpunkt, wobei sie zu dem Ergebnis kommt, dass Männlichkeitsforschung insgesamt die Tendenz habe, „Mann und Männlichkeit noch stärker zu vereinfachen, als sie im Alltag schon erfahrbar sind“ (S. 182).

Der Sammelband ist insgesamt spannend, abwechslungsreich und sehr anregend! Er eignet sich für Interessierte, die bereits die Grundlinien der theoretischen Diskurse der Geschlechterforschung kennen und diese bezogen auf unterschiedliche Wissenschaften ausbuchstabieren und vertiefen möchten.

Andrea-Leone Wolfrum

Grundsätzliche Gedanken zu einer ethischen Lebens- und (wissenschaftlichen) Arbeitsweise

Donna Haraway: *The Companion Species Manifesto. Dogs, People and Significant Otherness*, Chicago 2003 (Prickly Paradigm Press, distributed by the University of Chicago Press, 100 S., 8.99 €).

Vor der eigentlichen Lektüre des *Companion Species Manifesto* recherchierte ich im Internet und stieß auf eine Reihe von Rezensionen in denen vor allem die Unwissenschaftlichkeit dieses Essays kritisiert wird.

Das erinnert mich daran, dass ich auf einer Sitzung in dem Bioethikprojekt, in dem ich bis vor kurzem arbeitete, freundlich darauf hingewiesen wurde, mich in meiner wissenschaftlichen Arbeit doch wohl ungläubwürdig zu machen, wenn ich darauf bestünde, mit Donna Haraway zu argumentieren. (Glück für mich und meine Glaubwürdigkeit, dass ich mich in meinem Forschungsbericht für dieses Projekt so kurz halten musste, dass für Donna Haraways Argumente letztlich kein Platz war.)

Nachdem ich das *Companion Species Manifesto* gelesen habe muss ich widersprechen. Haraway hält durchaus wichtige wissenschaftliche Standards ein: Sie formuliert ihr Anliegen und die Hauptthesen, definiert die Kernbegriffe, macht ihren theoretischen Hintergrund transparent und sowohl Zitate als auch ihre Quellen kenntlich. Warum wird ihr dann Unwissenschaftlichkeit vorgeworfen?

Indem sie fragt: „Indeed, in a world full of so many urgent ecological and political crisis, how can I care?“ (S. 61) und die Antwort darin sieht, „to become more worldly; i.e. more alert to the demands of significant otherness at all the scales that making more livable worlds demands“, verstößt sie offen sowohl gegen die Doktrin hygienischer Distanziertheit als auch gegen die des in Wissenschaft und Politik hochgehaltenen Grundsatzes einer notwendigen Trennung von Emotionen und Rationalität, Wert und Tatsache, also auch von Ethik und (Natur)Wissenschaft. Mit anderen Worten: Viel zu deutlich wird das persönliche Anliegen Haraways, viel zu offen vertritt sie ihre(n) Standpunkt(e), viel zu häufig erfolgt der Rekurs auf persönliche Erfahrungen und die mit ihnen verbundenen Emotionen, um wirklich wissenschaftlich zu wirken. Nun hat Haraway diesen Essay als ein Manifest bezeichnet. Um sicher zu gehen, habe ich im Duden nachgeschlagen, der bestätigt, dass es sich bei einem Manifest um eine Grundsatzklärung bzw. ein Programm handelt, so dass also diejenigen WissenschaftlerInnen, denen Haraways (wissenschaftlicher) Duktus Beklemmungen macht, (zumindest) das *Companion Species Manifesto* beruhigt zur Seite legen können. Denn in einem Programm geht es gerade darum, Konzeptionen und Grundsätze zu formulieren, die zur Erreichung eines bestimmten Zieles dienen. Und genau das scheint mir die kleine Schrift von Donna Haraway auch tatsächlich zu sein: Ein weiterer Eckstein ihrer wissenschaftlichen Arbeit zum handlungs- und spielraumerweiternden Umgang mit (angeblichen) Grenzbereichen und deren

„BewohnerInnen“. Die Geschichte(n) der *Cyborgs* („Gegenstand“ ihres Manifests von 1985) und der *Companion Species* sind beides Geschichte(n) „of co-habitation, co-evolution, and embodied cross-species sociality“ (S. 4). Ihnen nachzuspüren und sie zu erzählen, ist sowohl Teil einer ethischen als auch politischen (und nach wie vor feministischen wie anti-rassistischen Anliegen verpflichteten) Suchbewegung nach Formen des Umgangs mit Andersartigkeit. Das Miteinander von Mensch und Hund als „Companion Species“, so lese ich es, dient dabei als ‚Lehrstück‘.

Im ersten Teil erzählt Haraway die Geschichte einer Co-Evolution von Hund und Mensch, in der der Prozess der Domestizierung ein gegenseitiger ist: Indem Wolf und Mensch beginnen sich aufeinander zu beziehen, ändert sich die Lebens- und Seinsweise beider Spezies, die seither untrennbar miteinander verbunden sind. Das Zusammenleben mit Menschen machte aus Wölfen im Laufe der Zeit Hunde. Und auch die Menschen veränderten sich im Zuge dieser Entwicklung. In dem Maße, in dem Wolf/Hund und Mensch einander begleiten, werden sie füreinander zu ‚significant others‘, zu gegenseitigen „companion species“. Ohne Andersartigkeit nivellieren zu müssen, ist es auf diese Weise möglich, beide ‚Parteien‘ als Akteure zu betrachten. Daher kann offen bleiben, von welcher Seite ursprünglich die Initiative ausging. Es erscheint durchaus möglich, dass es ursprünglich die Wölfe waren, die die Nähe der Menschen suchten.

Haraway betont die Bedeutung des direkten Kontakts der beiden Spezies und so erzählt sie in einem zweiten Schritt viele Geschichten vom konkreten Miteinander. Am Beispiel verschiedener Erziehungs- und Trainingsmethoden zeigt sie die Möglichkeiten und die Bedeutung eines von Achtung und Respekt geprägten Sich-Aufeinander-Beziehens von Mensch und Hund. So arbeiten Methoden wie das ‚positive bondage‘ nicht länger mit dem Prinzip ‚Befehl und Gehorsam‘ sondern mit der positiven Verstärkung erwünschter Verhaltensweisen. Zwar stehen auch hier die vom Menschen gesetzten Erfolgsziele im Vordergrund, damit sich Erfolg einstellen kann, muss der Mensch sich jedoch immer auch auf den Hund einlassen. Diese Methode leitet Menschen an, darauf zu ‚hören‘, was Hunde ihnen erzählen (S. 45). Auch hier geht es nicht um die Verneinung realer Unterschiede: „communication‘ across irreducible difference is what matters“ (S. 49). Intersubjektivität zwischen Mensch und Hund ist möglich als „otherness-in-connection“ (S. 45).

Und da Haraway in poststrukturalistischer Tradition davon ausgeht, das wir alle „embody in the flesh the connections of the dogs and people who made us possible“ (S. 98), reißt sie im letzten Teil des Buches schließlich einige der historischen Entwicklungen an, die als eine Vielzahl gemeinsamer Geschichten der Immigration, von gemeinsamer Arbeit, Hoffnung und Liebe, des gemeinsamen Spiels und Zusammenlebens, zu dem effektiven „companion-species family making apparatus“ (S. 95) führten, der heute (bezogen auf die USA) die Formen möglicher Beziehungen der beiden Spezies zueinander bestimmt. In anschaulicher Weise zeigt sie die erstaunliche Ähnlichkeit der modernen biopolitischen Diskurse und Praktiken (wie der Familienplanung, pädagogischen Konzepten, Eugenik etc.), denen nicht nur

Menschen sondern auch Hunde unterworfen werden, damit aus Hunden reguläre Mitglieder menschlicher Familien werden können.

Das *Companion Species Manifesto* lässt sich als eine wissenschaftliche Arbeit verstehen, in der Werthaltungen und Tatsachen, Emotionen und Rationalität(en), Ethik und (Natur)Wissenschaft gerade nicht getrennt werden und die Autorin ihr persönliches Anliegen nicht mit Hilfe eines passivisch-objektiv-wissenschaftlichen Sprach- und Schreibstils verschleiert. Donna Haraway zeigt mit ihrem zweiten Manifest anschaulich etwas, das sich gerade auch WissenschaftlerInnen (wieder) bewusst machen sollten: Es macht einen relevanten Unterschied, ob Wissen durch Hinwendung oder Distanzierung zustande kommt. Unabhängig davon, ob ‚man‘ (die eigene) Erfahrung als eine Erkenntnisquelle anerkennen will oder nicht, ist ein Bewusstsein für den qualitativen Unterschied zwischen einem ‚Wissen über‘ (das durch und in Distanz entsteht) und einem ‚Wissen von‘ (welches nur und wirklich nur durch ein In-Beziehung-Treten und gegenseitiges Sich-Mitteilen erlangt werden kann) von Relevanz. Denn es macht einen Unterschied, welcher der beiden ‚Erkenntniswege‘ zur Grundlage wissenschaftlicher Interpretationen von Welt und damit auch politischer Entscheidungen gemacht wird.

Pasqualina Perrig-Chiello

Das Alter ist weiblich

Heike Hartung (Hrsg.): *Alter und Geschlecht. Repräsentationen, Geschichten und Theorien des Alter(n)s*, Bielefeld 2005 (transcript Verlag, 280 S., 26.80 €).

Die ‚Feminisierung des Alters‘ ist eine demografische und gesellschaftliche Tatsache. Aufgrund ihrer höheren Lebenserwartung bilden Frauen bereits bei den 65-Jährigen die Mehrheit. Dabei handelt es sich um ein Phänomen, das sich mit zunehmendem Alter noch verstärkt. Obwohl man meinen könnte, dass sich hier ein ergiebiges Diskussions- und Forschungsthema anbietet, hat es sich kaum durchgesetzt: Alte Frauen sind sowohl in der Wissenschaft als auch im öffentlich Diskurs ein wenig beachtetes Thema.

Es spricht vieles dafür, dass ‚Alter und Geschlecht‘ ein tabuiertes Thema ist. So weisen Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Forschung deutlich darauf hin, dass die heutige Gesellschaft in vielerlei Hinsicht die Langlebigkeit moderner Menschen generell – nicht nur diejenige der Frauen – noch nicht bewältigt hat. Dies zeigt sich in den ambivalenten, vielfach negativen Einstellungen gegenüber dem Alter. Aus der einschlägigen Forschung geht klar hervor, dass diese stereotypen Vorurteile Frauen weit mehr treffen als Männer. Alte Frauen werden in einem doppelten Sinne diskriminiert: erstens weil sie *alt* sind, und zweitens weil sie alte *Frauen* sind. Zwar

wurde in den letzten Jahren in der Altersforschung die Geschlechtsvariable zunehmend einbezogen, doch besteht weiterhin großer Handlungsbedarf.

Vor diesem Hintergrund kommt dem Sammelband *Alter und Geschlecht* von Heike Hartung eine herausragende Bedeutung zu. Die Beiträge des Bandes stellen eine multidisziplinäre Annäherung an die Kategorien Alter und Geschlecht dar, wobei immer wieder auf die ambivalenten, zumeist negativen kulturellen Wahrnehmungsmuster des Alter(n)s zurückgegriffen wird. Im Einleitungskapitel „Zwischen Verfalls- und Erfolgsgeschichte. Die zwiespältige Wahrnehmung des Alter(n)s“, das auf einer exzellenten disziplinenübergreifenden wissenschaftlichen Recherche beruht, sensibilisiert die Herausgeberin Leserinnen und Leser für die Vielschichtigkeit der Thematik. Die weiteren zwölf Beiträge stammen von Expertinnen und Experten aus Geschichte, Kunstgeschichte, Linguistik, Germanistik, Romanistik, Anglistik/Amerikanistik, Psychologie, Humanmedizin sowie aus dem Kommunikationsdesign und gruppieren sich thematisch in vier Kapitel: „Alterskulturen“, „Alter historisch“, „Alter erzählt“ und „Altersbilder“.

Das Kapitel „Alterskulturen“ wird mit dem Aufsatz „Ins Graue: zur kulturellen Konstruktion von Altern und Alter“ des Amerikanisten Rüdiger Kunow eröffnet. Basierend auf der Tatsache, dass das in der öffentlichen Debatte allgegenwärtige Thema Alter einem Mangel an kulturwissenschaftlichen Konzeptualisierungen gegenüber steht, diskutiert er den Altersbegriff im Spannungsfeld von Humanwissenschaften und Biologie.

Weiter sei hier noch auf den medizinspsychologischen Beitrag von Ulrich Wiesmann, „Altern und Salutogenese aus der Gender-Perspektive“, verwiesen, welcher beim ersten Augenschein in diesem kulturwissenschaftlichen Kapitel etwas verloren erscheinen mag. Wiesmann fokussiert hier die geschlechtsbezogenen Unterschiede des Alterns aus salutogenetischer Perspektive. Dennoch leistet gerade dieses Kapitel einen wertvollen Beitrag zu einem umfassenderen Verständnis der häufig so undifferenziert zitierten Geschlechtsunterschiede hinsichtlich Gesundheit und Befindlichkeit im Alter, macht es doch deutlich, wie sich verändernde Gesundheitsauffassungen dem kulturellen Bild der Alterslast entgegenwirken können.

Im Kapitel „Alter historisch“ zeigt Daniel Schäfers Beitrag „Alte Frau = Alter Mann? Über die Wahrnehmungen von Matronen in der medizinischen Fachprosa des 18. Jahrhundert“ sehr eindrücklich, wie sich das medizinische Interesse an alternden Frauen erst im Laufe des 18. Jahrhunderts abzuzeichnen begann und wie dieses Interesse vorab die Pathologisierung der Menopause zum Inhalt hatte. Hervorragend in diesem Kapitel ist auch Kristina Bakes' Aufsatz zum „Geschlechtsspezifischen Altern in einem Lebensalter-Zyklus von Tobias Stimmer und Johann Fischart“. Ihre Interpretationen zeigen klar auf, wie gesellschaftliche Normierungen und Rollenzuschreibungen im 16. Jahrhundert zur Segregierung der weiblichen und männlichen Lebensläufe beitrugen.

Aus dem Kapitel „Alter erzählt“ sei der Beitrag von Marlen Kuch „Die Zukunft gehört den Rebellinnen. Die neuen alten Frauen bei N. Châtelet, C. Pujade-Renaud und T. Pamies“ hervorgehoben. Am Beispiel von Romanen der französischen und spanischen Gegenwartsliteratur gelingt es der Autorin meisterlich, kontrastierende Akzente zur langen Tradition der Unsichtbarkeit und zur Abwertung alter Frauen in der Literatur zu setzen.

Im abschließenden Kapitel „Altersbilder“ demonstrieren die Beiträge „Forever young? Sprachliche Kodierungen von Jugend und Alter“ von Anei Koll-Stobbe und „Wrinkled? Wonderful. Eine semiotische Erkundung neuer Altersbilder in der Werbung“ von Bärbel Kühne die mediale Vermittlung kultureller Konstruktionen des Alter(n)s am Beispiel der Werbung. Hierbei werden die unterschiedlichen Werbestrategien ausgeleuchtet und verglichen.

Trotz der großen Heterogenität hinsichtlich der wissenschaftlichen Zugangsweisen sowie der präsentierten Inhalte ist das Fazit – wenn auch nicht ganz unerwartet – durchgehend von erstaunlicher, ja gar erschreckender Eindeutigkeit: In sämtlichen Beiträgen wird ein Mangel positiver Altersbilder, insbesondere für Frauen, sowie eine noch wenig kulturell verankerte Vorstellung vom Alter konstatiert. Der von Heike Hartung herausgegebene Sammelband bietet eine Fülle von multidisziplinären Ergebnissen und Interpretationen zum lang vernachlässigten Thema Alter und Geschlecht und bietet eine reiche Basis für weiterführende Reflexionen für Forschung und Praxis.

Die Lektüre des Sammelbandes kann somit vorbehaltlos empfohlen werden – und zwar jenen, die sich in die Thematik vertiefender einarbeiten wollen, aber besonders auch denjenigen, die dem Thema ‚Alter(n)‘ gegenüber bislang skeptisch eingestellt waren.

Rezensionen zum Thema ,Elternschaft‘

Christina Bermann-Harms

Regenbogenfamilien – die unerforschte Vielfalt.

Uli Streib-Brzic/Stephanie Gerlach: *Und was sagen die Kinder dazu? Gespräche mit Töchtern und Söhnen lesbischer und schwuler Eltern*, Berlin 2005 (Querverlag, 188 S., 14,90 €).

Uli Streib-Brzic und Stephanie Gerlach haben wichtige Pionierarbeit geleistet, als sie sich einer Leerstelle in der deutschen (und europäischen) Forschungs- und Literaturlandschaft zuwandten und in ganz Deutschland Interviews mit Kindern homosexueller Eltern führten. Ihre altersgerecht modifizierten Fragen richteten sich auf die jeweiligen Familienkonstellationen, auf die Reaktionen der Umwelt, Handlungsstrategien der Interviewten angesichts eines stereotypisierenden Umfeldes, aber eben auch auf ihre beruflichen und privaten Träume für die Zukunft. Auf diese Weise ist ein Kaleidoskop entstanden, durch das Licht auf das Phänomen ‚Regenbogenfamilie‘ geworfen wird.

Auch wenn die Interviews auf Grund ihrer relativ geringen Anzahl von 36 nicht als repräsentativ gelten können, so gewähren sie doch einen guten Überblick: Die interviewten Kinder sind zwischen 6 und 31 Jahre alt, leb(t)en überwiegend mit ihren biologischen Müttern zusammen, die manchmal langjährige, manchmal wechselnde und manchmal keine Lebenspartnerinnen haben – daneben gibt es aber auch Geschichten von Kindern aus Pflegefamilien, mit schwulen Vätern, aus Flüchtlingsfamilien und vor binationalem Hintergrund. Die Botschaft dieses Buches wird im Vorwort von Klaus Wowereit (stark) vereinfacht zusammengefasst: „Kinder brauchen Eltern, die ihr Kind achten und beachten, die es behüten, (...) die ihm Wärme geben und Geborgenheit.“ (S. 11)

Die Interviews sind in einen Fließtext verwandelt worden, was ihrer Lesefreundlichkeit zugute kam. Gleichzeitig haben sich die Autorinnen erfolgreich darum bemüht, den unterschiedlichen Persönlichkeiten ihrer InterviewpartnerInnen durch individuell angepasste Sprachstile Raum zu geben und so ihre Geschichten lebendig und überzeugend zu gestalten; verwiesen sei z.B. auf Matje (6 Jahre), der laut vor sich hinhurmelt: „Heiraten werde ich entweder den Ruben, den Rune oder die Maruska“ (S. 31) oder auf Jannis (12 Jahre), der in Bezug auf seine beiden Mütter verschmitzt feststellt: „Ich bin das Beste, was meinen Eltern passieren konnte“ (S. 131). Auch Till (11 Jahre) nimmt LeserInnen für sich ein, wenn er berichtet: „Letztes habe ich eine Süßigkeitenmaschine erfunden“ (S. 77).

Aber ‚Anderssein‘, hier in Ableitung des ‚Andersseins‘ der Eltern, mit dem sich Kinder, gerade in der Pubertät ‚zwangsidentifiziert‘ sehen, ist oft nicht einfach. Die Interviews verweisen auf den Druck, den vor allem Jugendliche durch Vorurteile gegenüber homosexuellen Menschen empfinden und durch die sie indirekt

betroffen sind. Handlungsstrategien reichen von „Ausitzen“ über defensive bis zu offensiven Verhaltensmustern – wie die Erzählungen zeigen. Allen ist jedoch gemein, dass sie sich mehr Unterstützung durch ihr Umfeld, z.B. in der Schule und dort vor allem durch das Lehrpersonal, wünschen. Gerade die Kapitulation von (vermeintlichen) Autoritätspersonen vor der Macht von Vorurteilen, Schimpfworten und ‚Witzen‘ wird entweder mit Enttäuschung registriert oder führt zu Verheimlichungsstrategien auf Seiten der Kinder. Die Erlebnisse der interviewten Kinder verweisen auf ein klassisches Dilemma, dem sich homosexuelle Eltern gegenüber sehen: sie werden als ‚anders‘ (im schlimmsten Fall als ‚pervers‘) abgestempelt und für Verhaltensauffälligkeiten und Probleme ihrer Kinder zur Verantwortung gezogen, während die Verantwortung der Gesellschaft, also jedes Einzelnen, völlig in den Hintergrund tritt: Ohne Vorurteile und abwertende Bemerkungen über Homosexuelle würden viele Probleme von Kindern homosexueller Eltern überhaupt nicht entstehen. Aufklärung sollte daher nicht ausschließlich auf den Schultern von lesbischen und schwulen Eltern oder deren Interessenvertretungen liegen – und schon gar nicht alleine auf den Schultern der Kinder.

Im innerfamiliären Bereich beschreiben die Kinder und Jugendlichen wechselnde Partnerschaften der Hauptbezugsperson als eines ihrer zentralen Probleme: Die Rolle der jeweiligen LebenspartnerInnen wird oft nicht explizit mit den Kindern besprochen oder gar ‚verhandelt‘, was – zusammen mit der gesellschaftlich noch nicht institutionalisierten Rolle ‚LebenspartnerIn‘ – v.a. bei älteren Kindern häufig dazu führt, dass LebenspartnerInnen eher als eine Art „ältere Schwester“ oder „jüngere Tante“ kategorisiert und nach außen präsentiert werden. Jüngere Kinder, die von Anfang an in einem homosexuellen Umfeld aufwachsen, akzeptieren die Rollen „Mutter 1“ und „Mutter 2“ als alltäglich und damit normal (entsprechendes gilt nach meiner Erfahrung auch für homosexuelle Väter, doch fehlen in der vorliegenden Veröffentlichung entsprechende Beispiele).

Der Anhang dieses Buches ist ebenfalls gelungen. Die Autorinnen haben deutsch- und fremdsprachige weiterführende Literatur für Erwachsene und Kinder angegeben (gerade letzteres ist sehr hilfreich, um die Themen im Umkreis von homosexueller Elternschaft altersgerecht herunter brechen zu können), Internetlinks von Interessenvertretungen und Beratungsstellen sind angeführt sowie der bestehende wissenschaftliche und politische Diskurs ist skizziert, um die dargestellten Interviews einbetten zu können. Eine unter Umständen weiterführende Ergänzung hätte noch darin bestehen können, auf die Funktion von Vorurteilen und Ausgrenzungsstrategien für die ‚NutzerInnen‘ zu verweisen – doch diese Anregung schmälert keinesfalls die Leistung dieses Buches. Wer immer sich mit dem Thema (homosexueller) Elternschaft beschäftigt, dem und der sei diese Lektüre empfohlen.

Katrin Hugendubel

Familienpolitik gegen Armut und für mehr Geschlechtergerechtigkeit

Tobias Bauer/Silvia Strub/Heidi Stutz: *Familien, Geld und Politik. Von den Anforderungen an eine kohärente Familienpolitik zu einem familienpolitischen Dreisäulenmodell für die Schweiz, Zürich/Chur 2004 (Verlag Rüegger, 243 S., 29,40 €).*

Familienpolitik steht derzeit ganz hoch im Kurs. Nicht nur in Deutschland, wo das neue Paket zur Familienförderung Anfang diesen Jahres als eine der ersten großen innenpolitischen Hürden der großen Koalition diskutiert wurde, sondern europaweit. In Zeiten, in denen die Kinderzahlen zurückgehen und eine überalternde Bevölkerung soziale Sicherungssysteme in Frage zu stellen scheint, werden Kinder zu einem Synonym für Zukunftsfähigkeit und Reichtum einer Gesellschaft. Familienfreundlichkeit wird Standortfaktor im globalen Wettbewerb, die Debatte um Familienpolitik und Kinderförderung wird ökonomisiert. Neben potentiell wirtschaftlichen Wachstum gibt es aber noch einen anderen Grund für die Debatte um eine effektivere Familienpolitik: Überall in Europa sind Familien überdurchschnittlich häufig von Einkommenschwäche und Armut betroffen, Kinderarmut nimmt erschreckend zu.

Nach EU-Definition ist arm, wer weniger als die Hälfte des Durchschnittseinkommens verdient: die UNIFEC-Studie „Child poverty in rich countries“ von 2005 zeigt, dass nach dieser Definition in 24 OECD-Staaten insgesamt über 45 Millionen Kinder von Armut betroffen sind. Während die Kinderarmut in Dänemark und Finnland bei unter drei Prozent liegt, gelten in den USA über 20% der Kinder als arm. In Deutschland ist die Kinderarmut seit 1990 stärker gestiegen als in den meisten anderen Industrienationen. Jedes zehnte Kind lebt hier in relativer Armut. Dabei entscheidet die Höhe der Sozialausgaben nicht allein über das Ausmaß von Kinderarmut. 10 OECD-Länder, darunter auch Deutschland, geben einen ungefähr gleich hohen Teil ihres Bruttosozialprodukts – zwischen sieben und zehn Prozent – für die soziale Sicherung von Familien aus. Trotzdem gibt es zwischen diesen Ländern erhebliche Unterschiede bei der Armutsrate, viel hängt von der Art und Weise der Zuwendungen und ihrer Verteilung ab.

In Situationen, in denen händeringend nach den richtigen Konzepten gesucht wird, lohnt sich oft der Blick auf andere Länder. Der Band *Familien, Geld und Politik* bietet einen solchen Blick auf die Situation in der Schweiz. Ausführlich wird hier das Forschungsprojekt „Grundpfeiler für eine kohärente Politik von familienpolitischen Transfers“, welches im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms „Probleme des Sozialstaats“ in der Schweiz durchgeführt wurde, vorgestellt. Durch ein empirisch gestütztes Simulationssystem werden die Vor- und Nachteile verschiedener finanzieller Instrumente zur Bekämpfung von Familienarmut untersucht.

Bewertet werden die Ergebnisse der ökonomischen Analyse des Zusammenspiels von Familie, Geld und Politik mit Hilfe von drei Faktoren: die Verbesserung der finanziellen Situation der Familien, die Auswirkungen auf die Gleichstellung der Geschlechter und die politische Realisierbarkeit der untersuchten Initiativen. Damit berücksichtigt die Studie auch die in der ökonomisierten Diskussion um Kinder als Wachstumsfaktor häufig vernachlässigte Frage des Rechts auf Gleichstellung der Frauen in unserer Gesellschaft. Betrachtet werden die Nettotransfers verschiedener finanzieller Maßnahmen wie Familienzulagen, Familienergänzungsleistungen, steuerliche Familienvergünstigungen und subventionierte Betreuungsplätze sowie Sozialhilfe aus Sicht einzelner Haushalte. So entsteht in der Simulation ein Raster mit acht mal fünf Kombinationsmöglichkeiten: acht Haushaltstypen, mit und ohne Kinder, und fünf Einkommensgruppen, die miteinander kombiniert werden.

Das Ergebnis dieser multidimensionalen Simulation vermag nicht zu überraschen: Ein drei Säulenansatz, der auf einer Basissicherung für alle Kinder, existenzsichernde Ergänzungsleistungen für einkommensschwache Familien und eine gute Infrastruktur in Form von subventionierter und steuerbegünstigender Kinderbetreuung beruht, verspricht die besten Ergebnisse in Bezug auf einen Ausgleich zwischen reicheren und ärmeren Haushalten und Haushalten mit und ohne Kinder. Die Armutsquote sinkt in der Simulation deutlich ab und die durchschnittliche Erwerbsarbeit der Familien, vor allem von Frauen, steigt, wenn auch nur leicht, an.

Doch auch wenn dies nicht wirklich überrascht, so ist es doch hilfreich, das erwartete Ergebnis, nämlich dass kohärente Familienpolitik nur durch die Kombination verschiedener Elemente gestaltet werden kann, in einer genauen Analyse belegt zu bekommen. Entscheidend ist dabei der Hinweis, dass gute Familienpolitik nicht unbedingt teurer sein muss. Bewusst bezieht die Studie den wachsenden Druck auf öffentliche Kassen mit ein und zeigt, dass das Mischmodell gegenüber der im Sommer 2003 in der Schweiz beschlossenen Reform der Familienbesteuerung deutlich bessere Ergebnisse böte ohne teurer zu sein. Dass ein Ausbau aller drei Säulen natürlich wünschenswert wäre, und die Umverteilungseffekte, und damit die Wirkung im Kampf gegen Familienarmut, dadurch stärken würde, ist selbstredend.

Durch die Einbeziehung vieler zusätzlicher Aspekte, z.B. die unterschiedlichen Zielsetzungen der Hauptakteure der schweizerischen Familienpolitik oder die Wechselwirkungen zwischen ökonomischen Interventionsebenen und sozialökologischen Faktoren, wird die Studie sehr komplex. Nur auf diese Weise kann sie aber den Auswirkungen auf die Lebenssituation von verschiedenen Familienformen (Alleinerziehende, verheiratete und nicht verheiratete Paare) gerecht werden. Durch die besondere Berücksichtigung der Auswirkungen auf die Geschlechtergleichheit und die Vermeidung von Stigmatisierung von LeistungsempfängerInnen setzt „Familie, Geld und Politik“ sich wohltuend von einer rein rechnerischen Kosten-Nutzen Analyse ab. LeserInnen aus anderen Ländern als der Schweiz werden allerdings möglicherweise bedauern, dass auf die Frage der Übertragbarkeit der Ergebnisse dieser Studie nicht eingegangen wird. Inwiefern das Paket der familienpolitischen

Maßnahmen das richtige Konzept für Deutschland sein kann, um Familien aus dem Kreislauf der Armut zu befreien und die Gleichstellung zwischen Frauen und Männern zu stärken, müssen wir dann doch selbst analysieren.

Rezensionen zum Thema
„Queering Gender – Queering Society“

Jennifer Moos

Queer – und kein Ende in Sicht ...

Elahe Haschemi Yekani/Beatrice Michaelis (Hrsg.): *Quer durch die Geisteswissenschaften. Perspektiven der Queer Theory*, Berlin 2005 (Querverlag, 312 S., 14,90€).

Iain Morland/Annabelle Willox (Hrsg.): *Queer Theory*, Basingstoke 2005 (Palgrave Macmillan, 225 S., 24,50€).

Wenn die Herausgeberinnen von *Quer durch die Geisteswissenschaften* zu Beginn ihres Vorwortes konstatieren, dass die „Diskussionen über das Ende von queer [und] die Zukunft nach queer“ (S. 7) überall entflammen, dann jedoch nur, um mit der Auswahl der in ihrem Band versammelten Aufsätze das Gegenteil zu beweisen: „Queer ist alles andere als überholt und obsolet“ (S. 9). Bei den neunzehn teils in deutscher, teils in englischer Sprache verfassten Beiträgen, handelt es sich weitestgehend um Ersterscheinungen sowohl von etablierten TheoretikerInnen wie Judith Halberstam und Alan Sinfield als auch von motivierten NachwuchswissenschaftlerInnen. Die Aufsätze aus den Bereichen der Literatur-, Kultur-, Film-, Theater- und Sozialwissenschaften werden jeweils durch eine knappe Zusammenfassung eingeleitet und können grob in fünf Gebiete eingeteilt werden: die Schnittstellen von *queer* und *race/ethnicity* sowie *queer* und Feminismus, Körper und Raum, Medien und Metaphorik sowie das Hinterfragen der Rolle(n) von *queeren* Intellektuellen.

Judith Halberstam eröffnet die Aufsatzsammlung mit einer Bestandsaufnahme der multi-disziplinär angelegten *Queer Studies*, die sie charakterisiert als „a promiscuous rogue in a field of focused monogamists“ (S. 25). Die weitgehende ‚Disziplinen-Monogamie‘ könne durch *Queer Studies* aufgebrochen werden, die den Dialog zwischen den Disziplinen (und über sie hinaus) stimulieren und Forschende auf dem Gebiet der *Queer Theory* dazu ermutigen müsse „to use the methodologies that best match their projects rather than finding projects that allow them to use the discipline-appropriate methods“ (S. 26). An dieser Stelle fällt Halberstam zufolge den „queer public intellectuals“ (S. 27) eine entscheidende Rolle zu: Sie sind – nach Halberstam – diejenigen, die die Grenzen zwischen Gesellschaft und Campus, Aktivismus und Theorie sowie Klassenzimmer und Klub ablehnen und damit aufbrechen (ebd.). In Zeiten, in denen es im Feld der *Queer Studies* nur wenige (bezahlte) Arbeitsplätze gebe und sich Arbeitsuchende durch ihre Beschäftigung mit der *Queer*-Thematik regelmäßig durch eben diesen Schwerpunkt für den Arbeitsmarkt *disqualifizierten*, sei es die Aufgabe der etablierten ‚älteren Generation‘, den Markt dahingehend zu verändern, dass „original, daring and ambitious work can be recognized, funded, rewarded and above all, encouraged“ (S. 28). Neben diesem Ziel ist es Halberstam wichtig, einerseits ‚alternative‘ Archive subkultureller Produktion zu formen, zu nutzen und anzuerkennen sowie die Dezentralisierung der *Queer Theory* voranzutreiben, so dass in Zukunft vermehrt auch Stimmen Gehör finden, die nicht aus den USA stammen und sich nicht in englischer Sprache artikulieren. Inwiefern dies umsetzbar sein wird, bleibt sicherlich abzuwarten.

In „Metronormativity and Gay Globalization“ (S. 40-52) spricht sich Karen Tongson gegen einen *queeren* ‚Metropolen-Fetischismus‘ aus, der sich an einem *queeren*, kosmopolitischen Ideal orientiert, das im Endeffekt nur auf einem beruhe: nämlich auf „gay white male tastes, patterns of consumption, economic power and presumptions about what constitutes queer mobility“ (S. 42f). Der Autorin zufolge vereinnahmt dieses Phänomen *queere* Lebensweisen in ländlichen und suburbanen Gegenden und trägt sogar dazu bei diese auszulöschen. Tongson fragt in ihrem Aufsatz danach, wem die Privilegien von „choice“ (S. 43), „safety“ (S. 44) und „sexual mobility“ (S. 45f) zukommen und veranschaulicht, wie sehr diese an ökonomische, ethnische und geschlechtliche Voraussetzungen gebunden sind.

Ausgehend von Judith Butlers Interpretation des Livingston-Films „Paris is Burning“ und der Unsichtbarkeit/Abwesenheit Transsexueller *of colour* bei der Konferenz *Queer Matters* (London 2004) liefert Jinthana Haritaworn in ihrem Beitrag „Queerer als wir? Rassismus, Transphobie, Queer Theory“ (S. 216-237) eine provokante, *queer*-kritische Analyse der Konzepte Transgression, Bescheidenheit und *queerem* Multikulturalismus. Sich gegen einen aus ihrer Sicht „faulen, pessimistischen Anti-Essentialismus“ (S. 234) behauptend, kritisiert Haritaworn, dass *queerer* Multikulturalismus sich jeglicher Positionalität – die er „als reaktionär sieht“ (ebd.) – entziehe, indem er „bewegungsinterne Dominanzverhältnisse außer Acht lasse[] und Unterdrückungsverhältnisse als nicht-intersektionell behand[le]“ (S. 220f). Stattdessen fordert Haritaworn einen „queere[n] Feminismus der Positionalität“ (S. 227), der die „Grenzverletzung, Sexualisierung, Sezierung und Vermännlichung transsexueller Frauen of colour nicht als subversiv feier[t]“ (ebd.). Politik im Namen einer *queeren* Intersektionalität dürfe die unterschiedlichen Positionen Minorisierter nicht länger gegeneinander ausspielen, so die Autorin.

Carsten Junker diskutiert in seinem Aufsatz „The New Metaphors of AIDS: Eroticizing the Virus“ (S. 253-266) das Phänomen des *barebacking* – ein Terminus der ursprünglich für ungeschützten Geschlechtsverkehr zwischen mit HIV infizierten Männern verwendet wurde. In seiner Analyse ist Junker weniger daran interessiert, die steigenden Infektionsraten auf Faktoren wie Unkenntnis der Übertragungsrisiken oder Ablehnung von Verhütungsmitteln zurückzuführen. Stattdessen interpretiert er *bug chasing* und *gift giving* als vorsätzliche Praxen, die den allgemeinen Konsens, dass *safer sex* ‚normal‘ sei, aktiv ablehnen – *bug chasers* sind die Männer, die sich freiwillig mit dem Virus infizieren lassen (oft um Gruppenzugehörigkeit zu erlangen), *gift givers* diejenigen, die das Virus auf andere übertragen. Die Abwehrhaltung gegenüber den Normalisierungs-/Monogamisierungstendenzen des AIDS-Aktivismus der 1980er Jahre drückt sich laut Junker auch in der AIDS-Metaphorik aus: Herrschte in den 80ern noch eine „rhetoric of fear“ (S. 259) vor und wurde AIDS mit Angst, Untergang und Apokalypse assoziiert, so wird das Virus heute gesehen als ein „eroticized gift, desirable to obtain and desirable to pass on“ (S. 257), das Bilder von Schwangerschaft, Wachstum und Zukunft(sfähigkeit) evoziert. Für diesen Wandel kann die pharmazeutische Industrie mitverantwortlich gemacht werden, die HIV-infizierte Schwule als eine wichtige Zielgruppe erkannt hat, und ein glückliches Leben mit HIV als neuen *lifestyle* verkauft. Junker kommt

vor diesem Hintergrund zu dem Schluss, dass *Queer Theory* einer „new ethics of responsibility“ (S. 266) bedarf.

Quer durch die Geisteswissenschaften enthält neben den besprochenen Aufsätzen weitere Beiträge zu *transgenderism*, Schamanismus, Weißsein, *Queer Black Studies*, BDSM-Praktiken, „Star Trek“, Eugenides' Roman *Middlesex*, Marcus Brühls *Henningsstadt* oder auch Elisabet Weirauchs *Der Skorpion*. Auch der von Iain Morland und Annabelle Willox herausgegebene Reader *Queer Theory* deckt sehr ähnliche Themenbereiche ab. In den dreizehn in englischer Sprache verfassten Aufsätzen wird über Identitätskategorien, die Geschichte der Homosexuellenbewegung und des AIDS-Aktivismus, *Intersex Activism*, Bisexualität, *queere* (sexuelle) Praktiken und Prinzessin Diana als ‚schwule‘ Ikone reflektiert. Eve Kosofsky Sedgwick's „Axiomatic“ (S. 81-95) sowie Judith Butlers „Contagious Word: Paranoia and ‚Homosexuality‘ in the Military“ (S. 142-157) sind dabei wie fast alle Beiträge früheren Werken der AutorInnen entnommen.

Suzanne Danuta Walters setzt in ihrem Eingangartikel aus dem Jahre 1996 „From Here to Queer: Radical Feminism, Postmodernism, and the Lesbian Menace“ (S. 6-21) die Entstehung von *Queer Theory* in Relation zu Postmoderne und Poststrukturalismus. Dabei geht sie besonders auf die ‚Grenzkämpfe‘ zwischen *Gay and Lesbian Studies* und zwischen Feminismus und *Queer Theory* ein. Ihre zum Schmunzeln einladende Darstellung dieses Verhältnisses liest sich wie folgt:

[O]nce upon a time there was this group of really boring ugly women who never had sex, walked a lot in the woods, read bad poetry about goddesses, wore flannel shirts, and hated men (even their gay brothers). They called themselves lesbians. Then, thankfully, along came these guys named Foucault, Derrida and Lacan dressed in girls' clothes, riding some very large white horses. They told these silly women that they were politically correct, rigid, frigid, sex-hating prudes who just did not GET IT – it was all a game anyway, all about words and images, all about mimicry and imitation, all a cacophony of signs leading back to nowhere. To have a politics around gender was silly, they were told, because gender was just a performance anyway (...). (S. 13)

Walters veranschaulicht, wie eine Stilisierung von *Queer Theory* als ‚hippe‘ Disziplin dazu führt, ‚altmodische‘ Feminismen als überkommen einzustufen.

„Gender Fucking or Fucking Gender?“ (S. 115-129) fragt Stephen Whittle und zeichnet die Entstehung der *trans*-Bewegung mit einem Fokus auf Großbritannien seit den 1960er Jahren nach. Er geht dabei besonders auf institutionelle Hürden ein, die *transgender* und Transsexuelle von Seiten medizinischer und rechtlicher Diskurse zu überwinden hatten und haben, verschweigt aber auch Auseinandersetzungen mit radikal feministischen Positionen nicht. Anhand zweier exemplarischer Texte – Kate Bornstein's Roman *Gender Outlaw* (1994) und Loren Cameron's Fotografie „Self-Portrait“ (1993) – zeigt Whittle, dass *gender fluidity* und *gender fuck*, definiert als „a full-frontal theoretical and practical attack on the dimorphism of gender- and sex-roles“ (S. 117), weder nur im persönlichen noch nur im theoretischen Bereich anzusiedeln sind, sondern dass *gender fuck* gerade an den Stellen entsteht, die die

Grenzen zwischen Theorie und Praxis, zwischen einem Binarismus und dem nächsten, verschwimmen lassen und sie damit nicht länger (er)fassbar machen.

„GenderFusion“ (S. 130-141) betreiben Del LaGrace Volcano und Indra Windh in ihrem von (Unterwasser-)Fotos gerahmten Beitrag, der neben dem *dragkinging* Volcanos Status als „intersex by design“ thematisiert – eine Selbstbezeichnung, die er auf seiner Homepage (<http://www.dellagracevolcano.com>) wählt. Intersexualität wird außerdem im Interview zwischen Peter Hegarty und Charyl Chase zum Gesprächsthema: Als Gründerin der „Intersex Society of North America“ spricht Chase über ihre Erfahrungen als Intersexuelle mit MedizinerInnen, PsychiaterInnen, Familienangehörigen und Beschneidungsgegnerinnen. „Intersex Activism, Feminism and Psychology“ (S. 70-80) verdeutlicht auf erschreckende Weise, wie wenige Fortschritte auf diesem Gebiet seit den 1960er Jahren gemacht wurden, so dass es immer noch gängige Praxis ist „[to] fix the person instead of the category“ (S. 77).

Während *Quer durch die Geisteswissenschaften* einen wichtigen Beitrag zur aktuellen, theoretischen Debatte um die *Queer Theory* leistet, erfüllt der von Morland und Willox herausgegebene Reader seine Funktion als Dokumentation der noch jungen Geschichte der *Queer Theory*. Vor allem die Kombination der Theorie-Aufsätze aus den Jahren 1990 bis 2003 mit künstlerischen Arbeiten wie denen Volcanos und Windhs oder Carol Queens erotischer Erzählung „The Leather Daddy and the Femme“ (S. 40-53), die als literarische Ausführung der Überlegungen gelesen werden kann, die Patrick Califia in seinem Beitrag „Gay Men, Lesbians, and Sex: Doing It Together“ (S. 22-27) präsentiert, wirkt ausgesprochen glücklich. Auch der Reader wartet mit hilfreichen Kurzzusammenfassungen der einzelnen Beiträge auf – allerdings sind diese ganz am Ende des Bandes etwas unglücklich positioniert.

Abschließend bleibt zu konstatieren, dass sowohl *Quer durch die Geisteswissenschaften* als auch *Queer Theory* auf beeindruckende Weise veranschaulichen, was Mandy Merck im „Afterword“ (S. 187-191) zu *Queer Theory* bemerkt: „[Q]ueer has ... moved on. Writing as a scholar with an immense debt to its boldness, originality and capacity for transformation, I cannot yet consign it to the past“ (S. 191). Schenkt man Merck Glauben, so sind wir am ‚Ende von *queer*‘ noch lange nicht angekommen.

Kai Woodfin mit Unterstützung + Input von Kay Hug

Normalissimo

Rainer Hörmann: *Samstag ist ein guter Tag zum Schwulsein*, Berlin 2005 (Querverlag, 154 S., 14,90 €).

Gleich im Prolog von *Samstag ist ein guter Tag zum Schwulsein* gibt der Autor Rainer Hörmann, auf den schwedischen Möbelkonzern Ikea anspielend, eine kurze, präzise Beschreibung:

Gleich dem Möbelhaus ist auch die schwule Welt zu einem Supermarkt geworden, ein Supermarkt der Identitäten, Rollen, Kneipen, Klamotten, Sexualpraktiken, Lebensstile, Sportvereine, Ledertreffen, Bikerclubs und Kirchengruppen, Urlaubsziele und Markenhosen. Ein Abhollager, aus dem man sich zusammensuchen darf, was einem gerade gefällt. Halbwegs erschwinglich sollte es sein, ein wenig trendy und – ganz wichtig – total normal. (S. 11)

Mehr als der Titel und seiner üppigen Assoziationsvielfalt – von harmlosen Samstag Abenden verbracht in der Disko oder Kneipe bis hin zu heiligem Sabbat – gibt der Untertitel „Zum Zustand der schwulen Welt“ Auskunft über den Inhalt dieses Buches: Die schwule – nicht die lesbische oder heterosexuelle – Welt will Rainer Hörmann beschreiben. Vielleicht dem normativen Sinne des gegenwärtigen identitätspolitischen Klimas gehorchend erstattet er, selbst schwul, zur schwulen Lage in Deutschland Bericht, auf fast 160 Seiten, in neun Kapiteln, einschließlich Pro- und Epilog.

Mit viel Engagement geht Hörmann weniger auf die theoretischen Verästelungen der von ihm beschriebenen Welt als konsumorientiertem Supermarkt ein. Er konzentriert sich auf die Beobachtungen des praktischen Alltagslebens, eine Stärke des Buches. Denn was er darin beschreibt und problematisiert sind Themen und Phänomene, die für viele einen Wiedererkennungswert haben dürften: Das Streben nach Normalität, ein Wunsch, der vieles wenn nicht sogar alles im schwulen Kosmos berührt, aber auch der Mythos vom „*straight*“-Sein, Jugendwahn, AIDS und natürlich das Internet und die virtuellen Straßen der *Gay Community*.

Hörmann schildert mit viel Liebe zum Detail eine vielgestaltige schwule Welt, in der Ausdifferenzierung, Wettbewerb, Mobilität, *Positive Thinking* und Normalität die Richtlinien für gesellschaftliches Miteinander ausschlaggebend bestimmen. Vorbei die Zeiten der Emanzipationsnöte: Uns geht es doch prima! Vorbei die Zeiten der Solidarität: Schwul ist nicht gleich schwul, und manche sind schwuler als die anderen. In diesem Zusammenhang fallen die Dimensionen politischen Denkens auf, weil sie denen der Befürworter und Apologeten der unaufhaltbaren Globalisierung so sehr ähneln: In einer globalisierten Welt sind zum Beispiel Flexibilität und Überallaustauschbarkeit von Vorteil! So gesehen ist die schwule Subkultur im 21. Jahrhundert angekommen.

Eine der Hauptthesen Hörmanns lautet: Es ist die „... Sehnsucht nach ‚Normalität‘, die fast alle (sogar die sexuellen Aktivitäten) homosexueller Männer durchzieht“, welche die gegenwärtige schwule Welt am ehesten beschreibt. Und deren Kehrseite: „So menschlich verständlich dieser Wunsch sein mag, so politisch und gesellschaftlich folgenreich ist er – und so naiv“ (S. 15). ‚Normal‘ sein zu wollen führe dazu, dass schwule Männer, ihre eigene Verletzlichkeit im Angesicht einer heteronormativen und damit noch diskriminierenden Hauptkultur, zu leugnen, zu verdrängen, in manchen Fällen gar nicht zu erkennen neigen. Im Bestreben, auf unterschiedliche Art und Weise das Andersartige, das Schwule herunterzuspielen, zu verstecken und zu verbergen, schließlich dann als ‚normal‘ anzubieten, geraten weite Teile der schwulen Szene(n) in schwer auflösbare Widersprüchlichkeiten: Es entsteht ein Wettkampf unter Schwulen, ‚normaler‘ als die ‚Normalen‘ zu sein. Wer nicht zur ‚Normalität‘ gehört oder gehören will oder kann, wird ausgegrenzt.

Letztlich stellt sich die Frage, ob zwischen diesem Fetischismus des ‚Normalen‘ und der real existierenden und expandierenden Globalisierung als Prozess weltweiter Normalisierung überhaupt noch Platz ist für das, was man einst „schwule Szene“ oder gar „*Community*“ genannt hat. Eine Antwort auf diese Frage zu finden, scheint Hörmanns Hauptmotivation zu sein. Im letzten Kapitel „Credo“ findet sich sein Ansatz: Es ist der Glaube, der ‚uns‘ zusammenhält und dem „Schwulsein“ noch Bedeutung verleiht.

Hörmanns Buch bietet eine gute Grundlage, modernere, gesellschaftliche Entwicklungen unter Schwulen zu diskutieren. Ob man Lust dazu hat, oder ob die Zeiten nicht vielleicht doch noch ein bisschen schlechter werden müssen, ist eine ganz andere Frage.

Rezensionen zum Thema ,Jenseits von Gender‘

Gereon Blaseio

Deutsche Filmgeschichte – Ein Standardwerk mit Lücken

Wolfgang Jacobsen/Anton Kaes/Hans Helmut Prinzler (Hrsg.): *Geschichte des deutschen Films*, zweite Auflage, Stuttgart/Weimar 2004 (Metzler, 666 S., 49,95 €).

Mit der *Geschichte des deutschen Films* erschien 1993 einer der ersten Versuche, kurz vor seinem 100. Geburtstag die bisherige nationale Entwicklung dieses Mediums zu überblicken. Jahrelang nicht mehr lieferbar, ist nunmehr eine zweite Auflage erschienen, die den Text der Erstausgabe übernimmt und in einzelnen Beiträgen auch ergänzt. Die Autorinnen und Autoren dieses Sammelbandes entstammen nicht nur der Filmwissenschaft, sondern auch filmgeschichtlichen Institutionen und der Filmkritik; entsprechend orientiert sich der (gut lesbare und erstaunlich einheitliche) Sprachstil weniger an den wissenschaftlichen Ansprüchen eines Fachpublikums, sondern ist auch für interessierte Laien leicht zugänglich. Quellenangaben finden sich indes nicht – dies erscheint bei der Fülle des ausgestellten Detailwissens allerdings auch unvermeidbar.

Die erste Buchhälfte ist weitgehend unverändert aus der Erstauflage übernommen; lediglich einige Filmbilder bzw. Produktionsphotografien wurden ausgetauscht. Die im ersten Teil abgedruckten Beiträge gehen chronologisch vor, bieten einen Überblick von der „Frühgeschichte des deutschen Films“ (Wolfgang Jacobsen) bis hin zum deutschen „Film der neunziger Jahre“ (Katja Nicodemus), dem einzig neu hinzugekommenen Aufsatz des Bandes. Dabei konzentrieren sie sich auf eine ästhetische Auseinandersetzung mit einzelnen FilmemacherInnen und ihren Filmen, die zugleich sozialgeschichtlich verortet werden – kaum berücksichtigt werden dabei allerdings die Ergebnisse einer feministischen Filmgeschichtsforschung, die seit den 1970er Jahren insbesondere den weiblichen Filmschaffenden hinter den Kameras besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat. So findet sich zu Lotte Reiniger, durch ihre Scherenschnittfilme bis heute eine der interessantesten und international renommiertesten Figuren in der deutschen Filmgeschichte, lediglich ein indirekter Verweis – über einen männlichen Mitarbeiter.

Zudem ist es schade, dass die bei Jacobsen und auch bei Anton Kaes („Film in der Weimarer Republik“) noch unmittelbar mit einbezogene Technik- und Produktionsgeschichte, aber auch die Rezeption durch das Publikum in den folgenden historischen Überblicksdarstellungen immer weniger berücksichtigt werden. Dafür erweitert Jan-Christopher Horak in „Exilfilm, 1933-1945“ die nationalhistorische Ausrichtung des Bandes um eine entscheidende Komponente: Belegt er doch an einem besonders prägnanten Beispiel, dass Film auch ein transkulturelles Medium ist, das in einer (technischen, personellen, ästhetischen) Austauschbeziehung zu anderen (Film-) Kulturen steht. Aber auch der Beitrag des 1995 verstorbenen Karsten Witte zum „Film im Nationalsozialismus“ betritt Neuland: Er bemüht sich um eine vorsichtige Reevaluation des Kinos dieser Zeit und setzt sich damit zugleich

für die Ermöglichung einer solchen Wiederbegegnung ein – eine bis heute gültige Aufforderung.

Die Beiträge zur Nachkriegszeit konzentrieren sich überwiegend auf den Neuen Deutschen Film und klammern zugleich die kommerziell erfolgreichen, populären Spielarten des Mediums aus: Werden dem Heimatfilm noch zwei Seiten gewidmet, ohne dass die dazu erschienene Forschung berücksichtigt wird, finden weder der Schlager- noch der Sexfilm der 1960er und 1970er Jahre Erwähnung. Erst Nicodemus geht wieder umfangreich auf die Kinoerfolge der 1990er Jahre ein; dabei gerät ihre Darstellung allerdings gelegentlich zu einer allzu plakativen Abrechnung mit dem Gegenwartskino aus der Perspektive einer Filmkritikerin.

Anders als in der ersten Buchhälfte sind einige Beiträge im zweiten, der sich anhand ausgewählter Einzelperspektiven der deutschen Filmgeschichte nähert, umgearbeitet oder ergänzt worden. Insbesondere Wolfgang Gerschs erweiterter Aufsatz zum „Film in der DDR“ profitiert von der ihm zehn Jahre später möglichen Reaperspektivierung, und auch hier findet sich – wenn auch indirekt – ein Plädoyer für die erneute Sicht- und Verfügbarmachung des zunehmend seltener gezeigten Filmbestands der DEFA.

Eine lohnende Fortführung haben zudem Klaus Kreimeiers Überblick zum „Dokumentarfilm, 1892-2003“, Christine Noll Brinckmanns Beitrag zum „Experimentalfilm, 1920-2003“ sowie Karl Prümms Aufsatz zum Verhältnis von „Film und Fernsehen“ erfahren; bei letzterem überzeugen insbesondere die Ausführungen zu den neuen Distributionswegen. Auch andere Beiträge hätten von einer derartigen Fortführung und Ergänzung profitieren können, darunter „Filmkritik und Filmtheorie“ von Helmut H. Diederichs, der sich auf Theoriemodelle von Kracauer und Balázs konzentriert – und dabei ausblendet, wie seit den 1970er Jahren auch in Deutschland französische und angloamerikanische Filmtheorien sowie Analysemodelle der *Cultural Studies* rezipiert und adaptiert wurden. Damit wird auch die gerade in Deutschland mitgetragene Entwicklung einer feministischen Filmtheorie (u.a. in der Zeitschrift „Frauen und Film“) weitgehend ignoriert. Dieses Versäumnis kann Heide Schlüpmann in ihrem Beitrag nur ansatzweise ausgleichen: Der im Titel versprochene „feministische Blick“ kommentiert die Ausführungen des Bandes zur frühen Filmgeschichte unter *Gender*-Perspektive. Angerissen wird dabei die große Zahl der seit jeher an der Filmherstellung beteiligten Frauen, die Thematisierung frauenbezogener Inhalte im frühen Film, aber auch die spezifische Rezeptionssituation eines weiblichen Publikums. Damit liefert Schlüpmann einen hochinteressanten, aber allzu kurz geratenen Kommentar zur Rolle der Frau für den frühen Film – und macht damit Auslassungen und Versäumnisse der ersten Kapitel des Bandes um so deutlicher. Die letzten 100 Seiten des Buches füllen eine umfangreiche „Chronik“ mit wichtigen Daten der deutschen Filmgeschichte, eine aktualisierte Bibliografie sowie ein hilfreiches Personen- und Stichwortregister.

Insgesamt bietet die Neuauflage den BesitzerInnen der Erstausgabe einen vielleicht zu geringen Anreiz zur erneuten Anschaffung. Dies ist umso bedauerlicher, als die modifizierten Aufsätze durchaus das Potential einer grundlegenden

Überarbeitung aufzeigen. Für die an der deutschen Filmgeschichte Interessierten, die noch nicht über die erste Auflage verfügen, handelt es sich hier jedoch um ein unverzichtbares Standardwerk.

Heike Kahlert

Optionen für eine gender-sensible Modernisierungstheorie

Nina Degele / Christian Dries: *Modernisierungstheorie. Eine Einführung*, München 2005 (Wilhelm Fink Verlag (UTB), 315 S., 17,90 €).

Im Zentrum der Einführung in die „Modernisierungstheorie“ von Nina Degele und Christian Dries steht das „Acht-Faktoren-Modell der Modernisierung“ (S. 23). Degele/Dries verstehen Modernisierung „als einen Komplex miteinander zusammenhängender *struktureller*, *kultureller* und *individueller* Veränderungen sowie Veränderungen hinsichtlich des menschlichen *Naturverhältnisses*“ (S. 23, Hervorhebung im Original). Dieser Komplex bilde sich in der Neuzeit aus und entwickle sich seit dem 20. Jahrhundert beschleunigt weiter. Um diesen Komplex zu bestimmen, greifen Degele/Dries erst einmal auf die von Hans van der Loo und Willem van Reijen identifizierten Modernisierungsfaktoren der ‚Rationalisierung‘, ‚Individualisierung‘, ‚Differenzierung‘ und ‚Domestizierung‘ zurück, die sie erweitern um die Faktoren ‚Beschleunigung‘, ‚Globalisierung‘, ‚Vergeschlechtlichung‘ und ‚Integration‘. In dem Buch wird jedem dieser acht Faktoren ein Kapitel gewidmet.

Aus Sicht der *Gender Studies* ist zunächst positiv hervorzuheben, dass „Ver- und Entgeschlechtlichung“ (wie es dann in der Überschrift zum achten Kapitel heißt), als ein zentraler Faktor der Modernisierung ausgemacht und mit den anderen Faktoren gleichberechtigt erörtert wird. Dabei werden prominente ältere wie neuere soziologische Modernisierungstheorien, etwa von Anthony Giddens und Manuel Castells, befragt, welche Beiträge sie leisten, um die Bedeutung einer geschlechtskonstituierenden Arbeitsteilung und von Geschlechterungleichheiten zu diskutieren. Mit diesem verdienstvollen Versuch, *gender*-bezogene Fragen in die soziologische Theoriebildung zu integrieren, werden „Optionen für eine gender-sensible Modernisierungstheorie“ (S. 206) aufgezeigt. Diesbezüglich geht das Buch erfreulicherweise deutlich weiter als bisher vorliegende Einführungen in die Modernisierungstheorie.

Zugleich wirft diese Vorgehensweise jedoch die Frage auf, ob die in dem Kapitel vorgenommene Trennung in „Geschlechterforschung“ (Kap. 8.3) und „Gesellschaftstheorie“ (Kap. 8.4) der verhandelten Problematik angemessen ist – zumal nicht wirklich nachvollziehbar ist, wie die diskutierten Autorinnen und Autoren zugeordnet sind (Sylvia Walby und Nancy Fraser werden als Gesellschaftstheoretikerinnen, Angelika Wetterer als Geschlechterforscherin identifiziert). Des Weiteren ist fraglich, ob die ‚Ver-‘ und ‚Entgeschlechtlichung‘ als Modernisierungsfaktor wirklich auf einer Ebene mit den anderen sieben diskutierten Faktoren anzusiedeln

ist. Mit dieser methodologischen Vorentscheidung werden Ver- und Entgeschlechtlichungsprozesse als *soziologischer Gegenstand* konzipiert. Dass Geschlecht jedoch auch eine *epistemologische Kategorie* ist, wird unsystematisch in den übrigen Kapiteln des Buches deutlich, indem vereinzelt Androzentrismuskritik an den diskutierten Theorien geübt bzw. die Geschlechterperspektive zum Teil auch explizit herausgearbeitet wird. Hier wäre ein konsistenteres Vorgehen im Hinblick auf die Integration der *Gender Studies* in die sozialwissenschaftliche Theoriebildung wegweisender gewesen.

Der Untertitel „Eine Einführung“ der hier rezensierten Monografie ist tief gestapelt, denn Nina Degele und Christian Dries verfolgen mit dem Buch nicht nur den Anspruch, in die sozialwissenschaftliche Modernisierungsdiskussion einzuführen, sondern

eine modernisierungstheoriekritische Aufarbeitung bislang verfügbarer Konzepte und eine metatheoretische Reflexion derselben mit dem Ziel, diese für empirische Analysen anwenden zu können. (...) Ziel ist nicht Theorieentwicklung um der Theorie willen, sondern Auseinandersetzung mit Theorie um der empirischen Wirklichkeit willen. (S. 41 f., Hervorhebung im Original)

Dass dieses Ziel konsequent verfolgt wird, wird in den zeitdiagnostischen Abschnitten der acht Kapitel zu verschiedenen Faktoren der Modernisierung (Kap. 2 bis 9) und einem sehr anregenden Einleitungskapitel zu „Modernisierung im Kontext“ (Kap. 1) deutlich. Hinzu kommt, dass die vier Anwendungskapitel zur „Homo-Ehe“, zum „11. September 2001“, zu „Fitness-Studios“ und zu „Schönheitsoperationen“ (Kap. 10 bis 13) überaus gelungen sind.

Ausgesprochen zielführend und sinnvoll für den Einsatz des Buches in der Lehre sind auch die vier Übungsfragen (Definition, Wiedergabe, Vergleich und Anwendung) und die weiterführenden Literaturhinweise, die sich jeweils am Ende der Kapitel 1 bis 9 finden. Hier wirkt sich besonders positiv aus, dass das Konzept vorher in der Freiburger Modernisierungsvorlesung erprobt wurde und dass das Buch aus einem ungewöhnlichen, im Vorwort als innovativ bezeichneten Kooperationsmodell zwischen einer Soziologieprofessorin und einem Tutor hervorgegangen ist (S. 7).

Offen bleibt jedoch, worin genau die „modernisierungstheoriekritische“ Perspektive der Aufarbeitung bislang verfügbarer Modernisierungskonzepte besteht. Um nicht falsch verstanden zu werden: Im Buch finden sich viele modernisierungstheoriekritische Positionen, doch scheint der Ort, von dem aus diese Kritik formuliert wird, kein fixierter zu sein. Hier hätte es sich etwa im oben genannten Sinn angeboten, Geschlecht als epistemologische Kategorie anzuwenden und als Position der Kritik auszubuchstabieren. Dieses anspruchsvolle Vorhaben einzulösen, das mit der vorliegenden Monografie begonnen wurde, bleibt weiteren *gender*-sensiblen Einführungsbüchern in die Modernisierungstheorie und in andere sozialwissenschaftliche Theorien vorbehalten.

Christine Bähr/Franziska Schöblier

Alte Feindschaften, neue Freunde: Theaterwissenschaft zwischen Kultur- und Literaturtheorie

Erika Fischer-Lichte/Doris Kolesch/Matthias Warstat (Hrsg.): *Theatertheorie. Metzler Lexikon*, Stuttgart/Weimar 2005 (Metzler-Verlag, 400 S., 49,95 €).

In der Reihe *Metzler Lexikon*, die sich zunehmend aktuellen Forschungstendenzen wie etwa Literatur- und Kulturtheorie zuwendet, ist ein Band über Theatertheorie erschienen – ein recht schmales Segment aus dem weiten Feld der theaterwissenschaftlichen und literaturwissenschaftlichen Disziplinen. Im Zentrum stehen ausschließlich, so betont das kurze Vorwort der HerausgeberInnen, theatertheoretische respektive als „theoriefähig“ (S. V) geltende Begriffe, die die jetzige Debatte prägen und die recht häufig mit den bekannten Forschungsfeldern der HerausgeberInnen, allen voran von Erika Fischer-Lichte, koinzidieren. Es geht also nicht um Dramengeschichte oder um Theaterpraxis – Lemmata wie „Schnürboden“, „Probe“ und „Inspizient“ werden ausdrücklich ausgeschlossen –, auch nicht um den Theatertext und seine AutorInnen, sondern um einen „Überblick über den heutigen Stand der Theoriediskussion in der Theaterwissenschaft“ (S. V). Diesen Anspruch löst der Band sicherlich in Gänze ein, indem die regen Diskussionen über kulturwissenschaftliche sowie literaturtheoretische Positionen in der theaterwissenschaftlichen Forschung rekonstruiert werden. Es finden sich Einträge zu „Dekonstruktion“ und „Gender Performance“ wie auch zu „Gedächtnis“, also der virulenten Memoria-Theorie, die seit Beginn der neunziger Jahre die kulturwissenschaftliche Forschungslandschaft geradezu dominiert. Dokumentiert wird des Weiteren der Bezug zur Ethnologie, die sich mit ihrem Interesse für Übergangsriten (Arnold van Gennep), für Riten überhaupt und deren theatralen Charakter als überaus anschlussfähig für die Theaterwissenschaft erweist – Victor Turner stellt soziale Dramen in unmittelbare Nachbarschaft zu aristotelischen Strukturen und liefert mit dem Begriff der Liminalität eine Bezeichnung, die auch auf theaterästhetische Phänomene der Grenzüberschreitung anwendbar wird.

Zudem berücksichtigen die Beiträge in einem kontextualisierenden Blick philosophische, anthropologische, ja selbst naturwissenschaftliche Ansätze. So führt der Eintrag über „Raum“ theatergeschichtliche Informationen, die das Verhältnis von Bühnen- und Zuschauerraum in seiner historischen und funktionalen Dimension beleuchten, mit dem topologischen Konzept Ernst Cassirers sowie mit physikalischen Raumdefinitionen zusammen. Dieser Verknüpfung von Kultur- und Theatertheorie kommt jedoch stellenweise weniger Aussagekraft zu, wenn zum Beispiel unter dem Lemma „Gedächtnis“ die Aufführung insgesamt zum Gegenstand der Erinnerung erklärt wird.

Des Weiteren wird die Nähe zu den *Gender Studies* gesucht und damit der seit Beginn der neunziger Jahre wachsenden Bedeutung der Geschlechterforschung für die Theaterwissenschaft Rechnung getragen. „Gender Performance“ bildet ein eigenes Lemma, und im Kontext des zentralen Begriffs der „Performativität“, der

eine Vielzahl der Beiträge miteinander verknüpft („Atmosphäre“, „Darstellung“, „Materialität“, „Textualität“ u. v. a.), wird die Position Judith Butlers ausführlich referiert. Allerdings hätte der *Gender*-Aspekt beispielsweise auch in den Ausführungen zur „Schauspieltheorie“ berücksichtigt werden können; hier wäre neben Georg Simmel und Helmuth Plessner, der das exterritoriale Rollendasein des Menschen betont, sicherlich auch Friedrich Nietzsche zu nennen, der die notorische Zuordnung von Weiblichkeit und Schauspiel salonfähig gemacht hat. In dem Abschnitt über „Maske/Maskerade“ hätte die Psychoanalytikerin Joan Riviere, nach der Weiblichkeit immer schon Maskerade ist, erwähnt werden können.

Insgesamt aber nimmt das Lexikon eine überzeugende Verortung theaterwissenschaftlicher Grundbegriffe in den zeitgenössischen kulturwissenschaftlichen Strömungen vor und präzisiert nachvollziehbar die „Verhandlungen“ zwischen Theatertheorie und Literatur- bzw. Kulturtheorie. So setzt sich die Dekonstruktion (zum Beispiel Jacques Derrida in seinen Schriften über Artaud, de Man und Deleuze) ausdrücklich mit dem Theater als Ort einer postulierten Mimesis auseinander und liefert ein begriffliches Instrumentarium, um postmoderne bzw. postdramatische Theaterformen zu beschreiben. Dabei lässt sich auch die umgekehrte Bewegung ausmachen: Der Artikel über „Theatralität“ gibt Auskunft darüber, wie theatertheoretische Begriffe in Debatten anderer Disziplinen und in nicht-wissenschaftlichen Diskursen verwendet werden, mit welchen Konnotationen und Intentionen sie verbunden sind.

Erarbeitet eine Vielzahl der Beiträge – allerdings in sehr unterschiedlicher Reichweite und Qualität – auch die geschichtliche Dimension der Sachverhalte, Phänomene und Begriffe, so fokussieren sie vor allem die Neoavantgarde der sechziger Jahre. Treibt diese die so genannte „Retheatralisierung“ der Bühne voran, wie sie mit dem Avantgardetheater um 1900 im Zuge der performativen Wende einsetzt, so erlangt die dezidierte Loslösung des theatralen Ereignisses von literarischen Vorlagen eine neue Qualität. Die sich ergebende Formenvielfalt, die unter anderem auf die Entwicklungen der Medientechnologie zurückzuführen ist, wird im jüngeren und jüngsten Theater – in Anschluss an Hans-Thies Lehmann – als postdramatisch bezeichnet. Diesen Prozess verhandeln einige Artikel („postdramatisches Theater“, „Performance“, „Avantgarde“) weitläufig und überaus informativ, indem sie einen vertieften Einblick in die Theaterpraktiken seit dieser Zeit geben: Es werden Namen genannt (von Otto Mühl und Hermann Nitsch bis Christoph Schlingensiefel), Inszenierungen beschrieben, Gruppen und ihre Konzepte vorgestellt. Das Lexikon über Theatertheorie ist damit auch ein Kompendium über zeitgenössische Tendenzen des Theaters – Heiner Müller, Christoph Marthaler, Einar Schlee, Rimini Protokoll, Frank Castorf etc., sie alle finden hier ihren Ort. Dieser Fokus bringt es allerdings mit sich, dass die größeren historischen Zusammenhänge zuweilen eher ausgespart bleiben oder nur am Rande Erwähnung finden. So sind die Informationen über den antiken Chor weitaus sparsamer als die Ausführungen über die Revitalisierung des Chores bei Einar Schlee – diese Konzentration auf das 20. Jahrhundert findet sich allerdings nicht in den Einträgen „Tanz“ und „Geste“.

Es stehen also prinzipiell die Konzepte, Begriffe und Formen der Avantgarde und Performance im Vordergrund, die das literarische Theater zu Grabe tragen und

die theatralen Mittel von der Dominanz des Textes und der Sprache befreien. Dieser Schwerpunkt bringt es mit sich, dass in diesem Band die ‚alte Feindschaft‘ zwischen Text und Theater, zwischen Literatur- und Theaterwissenschaft fortgeschrieben wird. Bereits die Auswahl der Lemmata – „Textualität“, nicht Text, „Tragik“, nicht aber Tragödie – signalisiert die Differenzierung der Gegenstands- und Zuständigkeitsbereiche. Entsprechend bildet das grundierende Konzept des Lexikons der *performative turn*, nicht aber das Schlagwort von der ‚Kultur als Text‘, wie es unter anderem der *New Historicism* aufgebracht hat. Gleichwohl zeigt der ausführliche Beitrag über „Drama/Dramentheorie“, der den Grenzgang zwischen den Disziplinen Text- und Theaterwissenschaft wagen muss, in exemplarischer Weise, wie ergiebig die Interferenzen sein können. So besitzen Theatertexte (als Präsupposition) durchaus theatrales Potenzial, und auch das Verhältnis von Nebentext und Bühnenrealisation ist aussagekräftig: Der Nebentext kann Indiz einer literarischen Lesekultur oder aber eines innovativen Dramenkonzeptes sein, das auch die Inszenierungspraxis zu revolutionieren trachtet. Der Artikel von Hans-Peter Bayerdörfer lässt allerdings auch noch einmal die Berührungspunkte zwischen den Disziplinen aufscheinen, die Angst vor der Vereinnahmung: Literarisch konzipierte Dramentheorien würden dazu neigen, „die selbständige ästhetische Qualität des Theaters zu minimieren und die Bühne für die literarische Ästhetik in die Pflicht zu nehmen“ (S. 78). Denkbar wäre jedoch eine interdisziplinäre Vernetzung, wie sie dieser Beitrag durchaus auch unternimmt, denn Bayerdörfer behandelt beispielsweise Peter Szondis immer noch einschlägige Schrift *Theorie des modernen Dramas* und weist darauf hin, dass die aktuellen Theatertexte von Elfriede Jelinek, Marlene Streeruwitz, Rainald Goetz u. a. mit ihrer spezifischen Organisation des Textmaterials auf die radikalen Veränderungen der Bühnenpraxis reagieren. Das Verhältnis zwischen Text und Praxis lässt sich als „produktive Spannung“, als „dynamis“ beschreiben (S. 80).

Insgesamt lassen sich die sehr unterschiedlich langen Beiträge, die sich auf die wichtigsten Begriffe der Theatertheorie konzentrieren, gut lesen. Zuweilen neigen sie zum Genre ‚Aufsatz‘, wenn eigene Töne und Forschungsinteressen hörbar werden (vgl. „Rolle“) und es zur kritischen Diskussion der gängigen Terminologie kommt (vgl. „postdramatisches Theater“). Die Überschneidungen zwischen den Artikeln sind intendiert und komplettieren sich nach und nach, so dass der im Vorwort formulierte Anspruch des Lexikons, wie ein Studienbuch eingesetzt werden zu können, tatsächlich eingelöst wird. Einzelne Beiträge überdenken zudem den Gebrauchswert der Begrifflichkeiten im Hinblick auf die theaterwissenschaftliche Analyse, in differenzierter und aufschlussreicher Weise zum Beispiel der Beitrag zur „Aufführung“, ebenso die Artikel über „Dialog/Monolog“ oder über „Materialität“.

Was dieses Lexikon also von anderen unterscheidet, ist das klar markierte und nahezu durchgängig verfolgte Interesse zum einen an Aktualität und zum anderen an den Strömungen der Avantgarde und Neoavantgarde als ‚Wiege‘ der Theaterwissenschaft. Eher in den Hintergrund tritt damit der geschichtliche Blick auf das Theater wie auch der Nexus des Theaters mit dem Text, dem Drama und dem Autor/der Autorin.

